

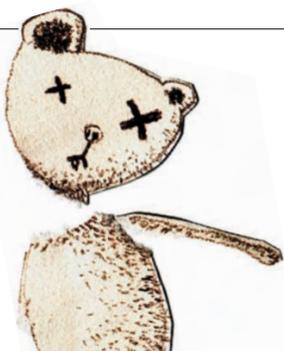
1/2albstark

Junges Gesellschaftsmagazin :: Die Köpfe und Themen unserer Generation

Nr. 1 / April 2008

Bieder, brav und angepasst? Von wegen.

Die Zornigen



Kindheit in Ketten

Eine Mutter macht die eigene Tochter zur Gefangenen. Protokoll eines Traumas.

Seite 03

Zeuge am Fenster

Der Schuss auf Benno Ohnesorg: Ein kleiner Junge ist dabei. Nach 40 Jahren erzählt er zum ersten Mal davon.

Seite 06



»Kanake« im Kino

Regisseur Özgür Yildirim über Jugendgewalt im Ghetto und sein Kinodebüt »Chiko«.

Seite 12



DAS IST HALBSTARK

Wir sind ausgebildet, aber keine Philosophen; erwachsen, aber nicht angekommen. *Halbstark* eben. *Halbstark* – das studentische Magazin aus Hamburg.

Junge Autoren, junge Themen: ab jetzt regelmäßig in der taz.

Halbstark setzt sich in jeder Ausgabe mit einem Lebensgefühl auseinander; präsentiert die Köpfe und Themen unserer Generation. Wir zeigen Gemeinsamkeiten auf, wo keine erwartet werden. So entsteht nach und nach ein Gesamtbild: Wer und was treibt uns um – und welche Impulse bringen uns weiter?

Ausgabe 1: Die Zornigen.

Schreibt uns: redaktion@halbstark-online.de

»Jugendsünde: Wenn man jung ist und sie verpasst«
(Erich Maria Remarque)

Jugend zürnt

Willkommen bei *Halbstark*

HABT IHR MANCHMAL LUST, so richtig aus euch raus zu gehen; einfach mal Dampf abzulassen, ohne langes Nachdenken? Wer zornig ist, hat die Kraft zu verändern. Es lebe die reinigende Kraft eines ordentlichen Gewitters! Doch Vorsicht vor den Nebelschwaden: Die Sicht ist getrübt. Gelebter Zorn erfordert erst mal Mut; den Mut der Jungen, Dummen oder Getriebenen. Mit zunehmendem Lebensalter setzt sich – bewusst oder unbewusst – ein Lernprozess in Gang; das Gewaltpotential chronischer Schläger etwa nimmt ab dem 20. Lebensjahr rasch ab. Zorn, ein Privileg der Jungen?

Ein Kind darf erst mal zornig sein. Jawohl, das gilt sogar für das Kinderparadies Deutschland. Zwar ist das Zorneskind in der Öffentlichkeit nicht gern gesehen (Bahnabteil! Flugzeugkabine!) Aber hey: Ein Kind gilt erst mal als unschuldig, das ist Konsens; auf zwanzig Engel kommt ein Satansbraten, so ist das nun mal. Babys, die beim Stillen nicht wie erwartet saugen, sondern launig zubeißen, gelten nicht gleich als aggressiv. Brustwarzen malträtiert, und das ganz ohne Zähne – wer wird da Absicht unterstellen? Die findige Mutter behilft sich mit Plastikkappen auf den Brustwarzen und bereitet sich auf eine konfliktreiche Zukunft vor. Denn die Zornskarriere geht weiter: Dreijährige schlagen ihre Betreuer auf dem Weg vom Spielplatz vor staunenden Müttern und Passanten, Sechsjährige treten Türen ein, Vierzehnjährige randalieren und landen in der Ausnüchterungszelle.

Irgendwann liegt ein Rentner mit doppeltem Schädelbruch in der Münchner U-Bahn. Lebensgefährlich verletzt von sogenannten »Intensivtätern«. Gemeint sind meist junge Männer, die wahllos und eher zufällig brutalste Gewalttaten verüben. Der »Bild«-Zeitungskolumnist Franz Josef Wagner wendet sich in seiner täglichen Ansprache an die »verdammten U-Bahn-Schläger: Raus aus meinem Deutschland, auf Nimmerwiedersehen!« Populismus meets Rassismus.

Wir haben mit zwei »Intensivtätern« gesprochen. Berush ist erst 16 Jahre alt; er und seine Gang schlugen auf ihr Opfer so heftig und brutal ein, dass dieses fast gestorben wäre. Jemand filmte die U-Bahn-Schlägerei per Handy und stellte das Filmchen ins Netz. Dies brachte den Jungen vor Gericht – und per Richterspruch zum »Konfrontativen Training«; einer Zwangsmaßnahme für chronische Gewalttäter. (Seite 5)

Ratlose Eltern fragen sich: Was ist bloß los mit der Jugend? In Maybrit Illners Talkstudio trifft Übermutter Ursula von der Leyen auf den Tormann Jens Lehmann, um zielsicher an der Jugend vorbei zu diskutieren. Überlassen wir die komplexe Ursachenforschung doch lieber den Soziologen, Analytikern und Biochemikern. Sicher ist jedoch: eine entscheidende Rolle spielt das familiäre Umfeld – und keiner sagt es schöner als der englische Dichter Philip Larkin:

»They fuck you up, your mum and dad.
They may not mean to, but they do.
They fill you with the faults they had
And add some extra just for you.

But they were fucked up in their turn
By fools in old-style hats and coats,
Who half the time were soppo-sterm
And half at one another's throats.

Man hands on misery to man.
It deepens like a coastal shelf.
Get out as early as you can,
And don't have any kids yourself.«

Halbstark nahm das Gedicht zum Anlass, sich mit Grabenkämpfen in der Familie zu beschäftigen. Oft sind es vergleichbare Auslöser, die zu einer dauerhaften Spaltung führen: Das längst erwachsene Kind bricht mit den Eltern – und beide Parteien leiden. Spannungen können die Lebenszeit der Eltern überdauern und wie ein Schatten auf der Existenz lie-

gen. Welche Grundkonflikte solch versteinerte Beziehungen hervorrufen und welche Wege aus der Krise führen, erklären Nina Holley und Florian Diekmann in ihrem Text »Die Wut der Kinder«. (Seite 3)

Viele von uns haben das vage Gefühl, dass etwas mit dieser Gesellschaft nicht in Ordnung ist: Ungerechtigkeit, satte Politiker, Elitenwahn. Doch wohin mit Protest und Wut? Auf nach Heiligendamm! Beim G8-Gipfel im letzten Jahr kristallisierte sich dieses unbestimmte Gefühl in dem Motto: »Eine bessere Welt ist möglich.« Wir haben den Gipfel-Protest begleitet; waren in Rostock dabei, als es während der Auftakt-Demonstration zu Ausschreitungen kam, nahmen an der Sitzblockade teil und trafen uns mit beteiligten Polizisten. Monate später kamen wir noch mal vorbei und wollten wissen, welche Erinnerungen die Mecklenburger an den Gipfel haben: »Schön war's. Und viel zu kurz. So ein Ereignis kriegen wir ja hier nie wieder!« (Seite 8)

War früher alles besser, die Konfliktlinien klarer? In unserer Rubrik »Altenteil« versucht sich Schorsch Kamerun an einer Antwort. Die These: Kollektiver Zorn führt zu Protest; eine Protestkultur entwickelt sich am besten auf dem Nährboden des Untergrunds. Theaterregisseur Kamerun bezweifelt, dass man in einer Stadt wie Hamburg heute noch einen Untergrundclub eröffnen kann. Die Gesellschaft sei gnadenlos durchkommerzialisiert. »In so einem Laden würde doch schon am nächsten Tag Stefan Raab drin stehen.« Mit Clubs und Untergrund kennt sich Kamerun aus: seit vielen Jahren ist er Mitbetreiber des »Golden Pudel« am Fischmarkt in Hamburg; das kürzlich ausgebaute Häuschen gilt als Vereinsheim der Hamburger Berufsjugend. (Seite 4)

Eignet sich Zorn als Antriebsfeder für kreatives Schaffen? Diese Frage haben wir jungen Theaterregisseuren gestellt. Der Bielefelder Bühnen-Quereinsteiger Nuran Calis sagt: »Zorn ist, was durch meine Adern fließt, mein Antrieb. Hätte ich mit 14 die Möglichkeit gehabt, eine Bombe zu legen, hätte ich das wahrscheinlich getan. Zum Glück habe ich irgendwann aufgehört, mich zu prügeln und den Baseballschläger mit dem Bleistift getauscht.« Calis – ehemaliger Türsteher – kennt die unteren Schichten der Republik. »Wenn die Älteren sagen, dass unsere Generation unpolitisch ist, wollen sie doch provozieren. Wut hat nichts mit dem Alter zu tun. Wenn du wach bist und Dinge siehst, die nicht funktionieren, und dann die Schnauze hältst, lass dich besser einliefern.« (Seite 10)

Als die jungen Erwachsenen in der Bundesrepublik erstmals den Aufstand wagten, als sie zürnten und wüteten, lachten viele zuerst über die »halbstarken« Jugendbanden, später über die Studenten. Was haben die schon zu sagen, lächerlich die Posen, geistlos der Inhalt. Amerika der Welttyrann, ganz Deutschland ein Sammelbecken von Altnazis? Das geht vorbei, das schleifen wir denen schon noch aus, sagten sich die Alten. Zur Not mit Schlagstock und Riemen. Zeit verging, und die Wut gipfelte irgendwann in Terror und Schrecken. Währenddessen war so mancher Juso und Sozialräumer längst unterwegs auf dem langen Marsch durch die Institutionen. Umweltbewegungen, Ostermärsche und Solikonzerte gaben dem Protest in den achtziger Jahren eine andere Form: Die Massenbewegung war geboren, Bildungsbürger und ihre Kinder Hand in Hand.

Heute sagt Papa schon mal zu den Jungen: »Warum seid ihr bloß so angepasst, warum lehnt ihr euch nicht auf? Wir sind wenigstens noch auf die Straße gegangen!« *Halbstark* wollte die Verklärung der Vergangenheit nicht einfach hinnehmen – und so haben wir gemeinsam mit Zeitzeugen ausgewählte Schlachtorte der Vergangenheit bereist: In Berlin haben wir die Dynamik der Sechziger-Jahre-Studentenbewegung rekonstruiert und in Brokdorf die Anti-AKW-Bewegung der Achtziger. Den noch immer schwelenden Kampf linker Individualisten für einen alternativen Lebensstil haben wir uns in Hamburg angesehen: die Demo meines Lebens. (Seite 6) ::

Halbstark :: Die Zornigen

MITEINANDER

»Wer früher wütend war, fand wütende Mittel«

Gastautor **Schorsch Kamerun** über den Ausverkauf von Alternativkultur.



KOMMENTAR

Seite 04

Gestörte Eltern-Kind-Beziehungen: Konfliktlinien und Lösungsansätze.

HINTERGRUND

Seite 03

Im Job immer freundlich sein? Manchmal würden wir unseren Kunden lieber den Hals umdrehen. PROTOKOLL

Seite 04

SOZIALKUNDE

»Es geht darum, Signale zu setzen«

Block-G8-Aktivist **Henning Obens** brachte den Protest nach Heiligendamm. Was vom Gipfel übrig blieb.



REPORTAGE

Seite 08

»Wie klingt es, wenn ein Nasenbein bricht?« Wachsende Brutalität auf dem Hamburger Kiez: Was tun mit gefährlichen Schlägern?

HINTERGRUND

Seite 05

Die Demo meines Lebens: Drei Orte, drei Geschichten – und Menschen, die für ihr Anliegen gekämpft haben. REPORTAGE

Seite 06

KUNSTSTÜCKE

»Lösungen anbieten, ohne die rote Fahne zu hissen«

Junge Theatermacher wie **Jette Steckel** über das schwierige Erbe der 68er.



FEATURE

Seite 10

Rote Karte! Die Künstlerin Rebecca Blöcher inszeniert tobende Fußballer als Puppenspiel. FOTOSTRECKE

Seite 09

LABOR

»Windschutzscheiben zerschlagen ist schwieriger als ich dachte«

Kolumnist **Robert Dittmar**: Mit dem Vorschlaghammer auf dem Autofriedhof.



SELBSTVERSUCH

Seite 11

PALAVER

»Der reiche, weiße Mann wacht erst auf, wenn er selbst verprügelt wird«

Regisseur **Özgür Yildirim** über Jugendgewalt im Ghetto und sein Kinodebüt »Chiko«.



INTERVIEW

Seite 12

KLARE ANSAGE

Diesmal von: **Lady Bitch Ray**

»Mich macht nichts zornig, ich kriege eher die Votzenkrise, wenn Frauen nicht wertgeschätzt werden. Mädels, lasst das nicht zu! Peace und Muschy Delüks.«

Reyhan Sahin, 27, studierte Linguistik, Germanistik und Sexualpädagogik. Derzeit schreibt sie an ihrer Doktorarbeit und veröffentlicht pornographische Rap-Songs. Im Spielfilm »Chiko« (s. Seite 12) hat sie ihre erste Kinorolle – als Prostituierte.



Kindheit in Ketten

Essen, Toilettenbesuche, Kontakt zu anderen Menschen – 18 Jahre lang nur mit Erlaubnis der Mutter. Der letzte Ausweg für die junge Susanna: Flucht. Protokoll einer komplett kontrollierten Kindheit.

Susanna ist 33 Jahre alt; eine schmale, auffallend hübsche junge Frau. Ihre Worte wählt sie mit Bedacht. Wenn sie nicht über ihre Kindheit und Jugend spricht, etwa am Telefon mit Freunden, wird ihre Stimme sehr sanft, sie lacht dann hell und viel. Über ihre Vergangenheit redet sie recht distanziert, aber wenn sie die Worte ihrer Mutter zitiert, liegt eine Heftigkeit in ihrer Stimme.*

*Name geändert

MITTLERWEILE HABE ICH kein Bedürfnis mehr, mit meiner Mutter über das zu sprechen, was geschehen ist. Kurz nachdem ich weggelaufen bin, war ich sehr wütend auf sie.

Erst letzte Woche habe ich sie zufällig auf der Straße getroffen. Es tat mir gut, ihr zu sagen, dass sie meiner Meinung nach als Mutter völlig versagt hat, und zu wissen, dass sie mir nichts antun kann. Nur für einen Moment wollte ich sie spüren lassen, wie es sich anfühlt, wenn jemand Macht über einen hat und man sich nicht dagegen wehren kann.

Meine Eltern haben sich getrennt, als ich ein halbes Jahr alt war. Meine Mutter war erst 19, als sie mich bekommen hat. Sie sah damals wie eine Elfe aus, denke ich manchmal, wenn ich mir alte Fotos anschau. In mir hat sie immer den Vater erkannt. Und meinem Vater hat sie die Schuld an ihrem Leben gegeben, das sie sich wohl ganz anders vorgestellt hat. Er war ihrer Ansicht nach dafür verantwortlich, wenn sie Streit mit den Behörden, vor allem dem Jugendamt, hatte. Die Wut auf ihn hat sie oft an mir ausgelassen.

Als ich etwa drei Jahre alt war, hat sie mir abends erklärt, sie gehe aus und komme irgendwann wieder. Vor dem Kratzen am Fenster bräuchte ich keine Angst zu haben, das seien nur die Zweige der Bäume. Wenn sie aber morgens immer noch nicht da war, habe ich Angst bekommen, ihr sei etwas zugestoßen, und bin vom Balkon geklettert, um sie zu suchen. Meistens haben mich dann Nachbarn gefunden und zu sich genommen. Ein-

mal haben sie die Polizei gerufen, weil meine Mutter am Abend des nächsten Tages noch immer nicht zu Hause war.

Jahre später, ich war ungefähr acht, hat sie mir nicht mehr erlaubt, mein Zimmer zu verlassen, wenn sie nicht zu Hause war. Sie hat die Brotscheiben abgezählt, um zu kontrollieren, ob ich etwas gegessen habe. Oft hat sie von außen einen Tesastreifen an meine Tür geklebt, damit sie sehen konnte, ob ich doch aus meinem Zimmer gegangen bin. Sie sagte, wenn ich aufs Klo muss, soll ich einfach anhalten. Ich habe sie nie gefragt, warum ich mein Zimmer nicht verlassen darf; ich wusste nur: Wenn ich es tue, werde ich geschlagen. An meinen Schienbeinen habe ich noch Narben davon. Bald war sie immer zu Hause, aber ich durfte trotzdem fast gar nicht mehr aus meinem Zimmer gehen. Zuvor durfte ich ganz selten draußen spielen. Das waren die schönsten Momente meiner Kindheit.

Nach der Flucht war alles schön: Shampoo kaufen, drei Vanillejoghurts hintereinander essen

Als ich acht Jahre alt war, habe ich fast den ganzen Sommer nur im Bett gelegen. War das Fenster gekippt, habe ich mich leise mit den Nachbarkindern unterhalten, sonst manchmal mit einer Schnake an der Wand. Irgendwann standen Mitarbeiter des Jugendamts vor der Tür, weil meine Mutter mich nicht mehr zur Schule geschickt hat. Wir sind dann abgehauen und haben uns ein halbes Jahr in einem Schrebergarten versteckt.

Später hat sie es mit einem Anwalt irgendwie hinkriegt, dass wir wieder zurück in unsere Wohnung durften. Von da an hatte ich oft solche Anfälle, mittlerweile weiß ich, dass ich hyperventiliert habe. Aber meine Mutter sagte, es sei Epilepsie und steckte mich in eine Behindertenschule. Dort war mir sehr langweilig, aber es war gut, von zu Hause weg zu sein.

Ich war in dieser Zeit wütend auf meine Mutter. Gleichzeitig hat sie sich immer mehr zum einzigen Menschen für mich gemacht. Und auf den einzigen Menschen wütend zu sein, den man hat, kann man sich nicht leisten. Meine Mutter war prima darin, mich mit suggestiven Fragen zu manipulieren, etwa: »Willst du ins Heim? Nein? Dann rette ich dich.« Sie hat auch immer mit mir durchgesprochen, was ich vor Gericht sagen soll, sie hat regelrecht Texte mit mir gelernt. Das hat uns auf irgendeine Art zusammengeschweißt. Ich glaube, meine Mutter war selbst sehr wütend darüber, wie ihr Leben verlaufen ist. Vielleicht hat sie diese Wut auf mich übertragen.

Mir ist schon früh aufgefallen, wie verwaht meine Mutter ist. Sie hat sich nicht mehr gewaschen oder umgezogen und immer mehr gestunken. Gearbeitet hat sie seit meiner Geburt nicht mehr. Ich

durfte mich waschen, aber nur, nachdem sie es erlaubt hatte. Ins Bad ist sie immer mitgekommen. Ich frage mich manchmal, wo die letzte Grenze des Privaten liegt, die man bei einem Menschen überschreiten kann. Die vorletzte Grenze war, wenn sie mir in den Mund geschaut hat, um zu kontrollieren, ob ich etwas gegessen hatte. Die letzte, dass sie immer mit aufs Klo gekommen ist. Vielleicht war es auch das tägliche Abtasten meiner Brüste, seit ich 14 war. Ich habe es gehasst. Ich weiß noch genau, wie sie jedes Mal sagte: »Je mehr du dich wehrst und je weniger du es willst, desto länger dauert es.« Ich glaube, meine Mutter ist eine Mischung aus manisch, sadistisch und zwanghaft.

In dieser ganzen Zeit haben wir im Grunde in der Küche gelebt. Nachts haben wir zusammengekauert auf dem einzigen Sessel geschlafen, ich auf ihrem

Ganz einfach: Das Verhältnis zu den Eltern ist so etwas wie die Blaupause für alle späteren zwischenmenschlichen Beziehungen, wie der einflussreiche Psychologe Thomas Gordon erkannte. Wie stark wir also von der Freundin abhängig sind, wie wir Konflikte mit dem Chef lösen, nicht zuletzt, wie wir mit unseren eigenen Kindern umgehen, hängt davon ab, wie unser Verhältnis zu den Eltern ist – auch wenn wir schon erwachsen sind.

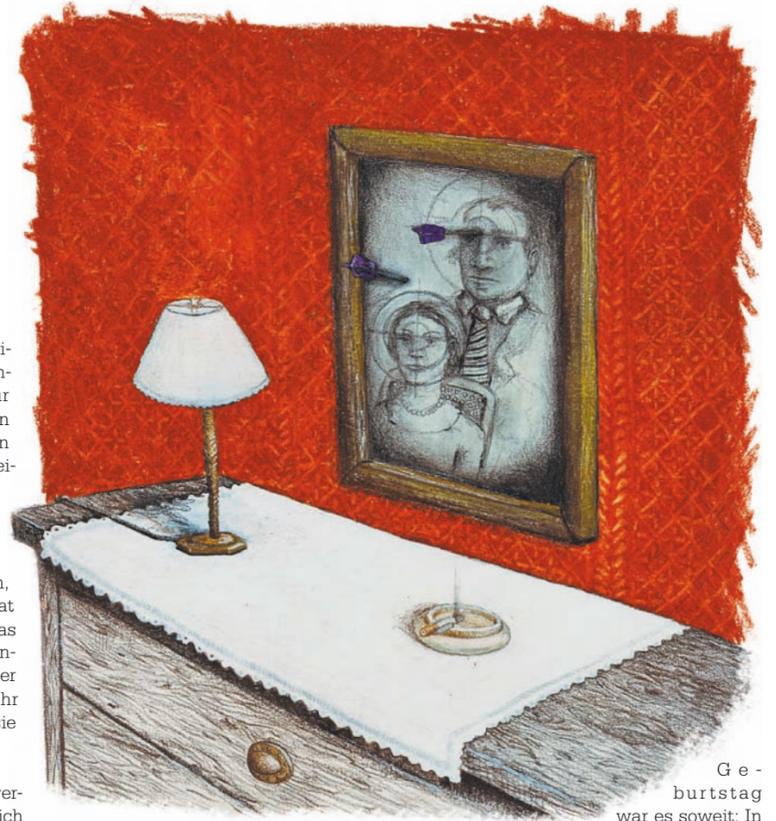
Eine Aussöhnung mit den Eltern ist in jedem Alter möglich. Doch der Weg dorthin ist mitunter hart

Die Entwicklungspsychologie unterscheidet zwischen vier verschiedenen Bindungstypen zwischen Eltern und Kindern: »sicher«, »distanziert«, »verstrickt« und »desorganisiert«.

Die »desorganisierte Bindung« steht oft mit traumatischen Erlebnissen wie Missbrauch und Misshandlung in Verbindung – wie Susannas Beispiel zeigt.

Am anderen Ende, bei der »sicheren Bindung«, sind die Eltern verlässlich und berechenbar, geben Schutz und Rückhalt, den sicheren Grund also, von dem aus das Kind die Welt für sich entdecken kann. Dann ist die Pubertät der Zeitraum, in dem Kinder sich von ihren Eltern lösen – sie ist die Zeit der Auflehnung und des Zorns auf die Eltern. Diese müssen lernen, nach und nach loszulassen. Dafür winkt nach der Ablösung für beide Seiten die Belohnung: eine enge, entspannte emotionale Bindung.

Eltern mit einer »distanzierten Bindung« werden hingegen von ihren Kindern als gefühllos und dominant erlebt. Egal, wie sehr sich die Kinder anstren-



Ge-burtstag war es soweit: In

Schoß. Tags saßen wir am Küchentisch und haben Radio gehört. Dass meine Mutter Qualitätssender hörte, hat mich vielleicht gerettet. Ich bin zwar zwischen Mülltüten aufgewachsen, aber meine Mutter ist keine ungebildete Frau.

Den Plan abzuhaufen hatte ich schon mit 14, wusste aber, ich kann ihn erst wirklich, wenn ich 18 bin. Davor hätte ich vor Gericht gegen meine Mutter aussagen müssen, das wollte ich nicht.

Wir sind aus unserer Wohnung geflogen, als ich 17 war, weil meine Mutter keine Miete mehr gezahlt hat, und in ein Obdachlosenheim gezogen. Dort konnte mich meine Mutter nicht mehr so streng kontrollieren. Ich habe andere Frauen kennengelernt und mich mit einer angefreundet. Wir haben zwar bald wieder eine eigene Wohnung bekommen, aber die Kontrolle meiner Mutter war brüchiger und ich innerlich unabhängiger geworden.

Immer wieder habe ich mir vorgestellt, wie ich den Schlüssel, der von innen steckte, umdrehe und nach draußen renne. Ich war aufgeregt, ob er vielleicht klemmt, schließlich hatte ich das noch nie gemacht. Ein paar Tage nach meinem 18.

gen – so gut wie nie erhalten sie so viel elterliche Zuneigung, wie sie eigentlich bräuchten. Daher versuchen sie verzweifelt, den Idealen der Eltern zu entsprechen, die ihrerseits einen hohen Leistungsdruck erzeugen. Wie Stefan erleben musste, konnte seine Mutter nicht dulden, dass er selbst seinen Traumberuf fand. Als er sich für ihn entschied, unternahm sie keinerlei Anstrengungen mehr, den Kontakt wiederherzustellen.

Neles Verhältnis zu ihrem Vater war am Ende dagegen »verstrickt«: Der aus der Bahn geworfene, verunsicherte Vater »parentifizierte« sie, behandelte sie also selbst wie ein Elternteil, gab ihr das Gefühl, sie müsste Verantwortung für ihn übernehmen.

Oft sind es diese beiden Konstellationen – Dominanz oder Rollentausch –, die eine normale Ablösung von den Eltern unmöglich machen. Diese ist aber notwendig: »Jugendliche müssen sich von ihren Eltern ablösen, damit sie intime Bindungen außerhalb der Familie eingehen können«, fasst die Mannheimer Familienpsychologin Christiane Papastefanou einen Grundsatz der Entwicklungspsychologie zusammen. Der Hamburger Erziehungswissenschaftler Werner Lauff formuliert es etwas poetischer: »Die Aussöhnung mit den Eltern bringt zugleich die Freiheit der Liebe gegenüber dem Partner.«

Für Nele war die Wut auf ihre Eltern also kein Unglück, sondern eine Chance. Die französische Psychoanalytikerin Isa-

einem Streit bin ich zur Tür, dann nach draußen gerannt. Es war erstaunlich einfach. Ich bin einen Treppensatz hinuntergerannt und von oben rief meine Mutter empört: »Sag mal, kommst du mal zurück?« Da habe ich mich umgedreht und gesagt: »Nein, ich komme nie wieder zurück.«

Ich bin zu meiner Freundin gegangen und dann in ein Frauenwohnheim gezogen. Mein Leben hat dann angefangen. Alles war schön: Shampoo zu kaufen, das nach Gummibärchen riecht. Drei Vanillejoghurts hintereinander zu essen. Nächstelang zu lesen.

Am schönsten war es, einen Ort für mich allein zu haben, an den meine Mutter nicht kommen darf. Ich hatte bald Freundinnen, den ersten Freund, die erste Wohnung. Ich habe mir einen Job gesucht, alle Schulabschlüsse nachgeholt und dann begonnen, Philosophie zu studieren. In den Beziehungen, die ich heute habe, merke ich, dass ich viele Freiräume brauche. Ich genieße die Nähe zu anderen, aber auch die Zeit für mich allein. Nur einige Freunde wissen von meiner Biographie. ::

Protokoll: Anne Kunze, Illustration: Rebecca Blöcher

Die Wut der Kinder

Zorn auf die Eltern hat viele berechtigte Gründe. Wie wir damit umgehen, bestimmt unser gesamtes Beziehungsleben.

DER NÄCHSTE SONG ist ein Wunsch von Tine aus Hannover! Sie grüßt ganz lieb ihre Mutter – als Ausgleich dafür, dass sie wegen Klausurenstress nicht zu ihrem Geburtstag kommen kann. Auch von uns: Alles Gute!« Lächelnd zieht Stefan die Regler hoch, schaltet sein Mikrofon aus. Niemand würde in diesem Moment auf die Idee kommen, dass der 38-Jährige selbst sein halbes Leben lang kein Wort mehr mit seiner Mutter gewechselt hat.

»Sie hat mich in meinen Zukunftsplänen blockiert, ich hatte eine riesige Wut«, erklärt er. Seit 19 Jahren ist Stefan erfolgreicher Radiomoderator – gegen ihren Willen. Sie will damals, dass er »was Anständiges« lernt, versucht alles in ihrer Macht stehende, den Berufswunsch des Sohnes zu torpedieren, lässt Zusageschreiben von Radiosendern verschwinden, droht schließlich: »Ich schmeiße dich raus!« Stefan kommt ihr zuvor, zieht in einer Nacht- und Nebelaktion mit seiner Freundin in die Stadt, in der er bereits für einen Sender arbeitet. Seitdem herrscht Funkstille.

Nele lebt 23 Jahre in einer Bilderbuchfamilie, dann verlässt die Mutter die Familie für ihren neuen Freund. Nele bleibt bei ihrem Vater. Er, der immer Stärke für sie verkörperte, versinkt in Depres-

sionen. Sie muss den Haushalt schmeißen, den Vater rechtzeitig zur Arbeit wecken, die Finanzen verwalten – aus der vom Vater behüteten Tochter wird quasi dessen Mutter. Den Kontakt zur Mutter bricht Nele fast vollständig ab, die wenigen Telefonate enden im Streit. Wenige Monate später verkauft der Vater das Haus und wandert aus – in die Karibik. Nele verspürt »extreme Wut«, auf beide Elternteile. »Habe ich nicht versucht, für sie da zu sein? Warum lässt man mich nun allein?« Besonders schlimm ist es immer zu Weihnachten: Der Vater ist einen halben Erdball entfernt, die Mutter fährt lieber mit ihrem Freund in den Urlaub.

Stefan und Nele haben jahrelang unter dem Zorn auf ihre Eltern gelitten – und unter dem Unverständnis ihres Umfelds. Wer würde der schwer misshandelten Susanna (siehe Protokoll oben auf dieser Seite) die Berechtigung ihrer Wut nach der Flucht absprechen? Doch die Folgen einer Scheidung, die Auseinandersetzung um die beste Berufswahl – sind das nicht weit verbreitete, beinahe gewöhnliche Konflikte? Und schließlich stehen die beiden auf eigenen Beinen, sind erwachsen, wieso können sie die Sache nicht einfach auf sich beruhen lassen?

belle Filliozat sieht in der Wut den ersten Schritt dazu, das Verhältnis zu den Eltern zu verbessern. Denn durch sie wird erst deutlich, dass etwas nicht stimmt, dass die emotionale Ablösung von den Eltern noch nicht vollzogen ist.

Doch was bringt diese Erkenntnis? Die Zeit kann man ja nicht zurückdrehen, das Geschehene nicht ungeschehen machen. Kein Grund zur Resignation: Eine Aussöhnung ist immer möglich. Das ist das Ziel. Doch der Weg dahin ist kein Schmusekurs, betont Filliozat. Sie kann nur gelingen, wenn beide Seiten Verständnis füreinander haben wollen. Die Eltern müssen auch dazu bereit sein – selbst wenn sie zuerst verletzt sein mögen, weil sie »doch alles für das Kind getan haben«, nur das Beste wollten, einen Großteil des Lebens opferten, um ihr Kind zu versorgen.

Auch wenn keine Aussöhnung in Sicht ist: Stefan hat gelernt, gelassen mit der Situation umzugehen. »Wenn meine Mutter anriefe und reden möchte, würde ich wahrscheinlich ja sagen. Aber das kann ich auch nur, weil ich mich inzwischen in einer Position der Stärke befinde.«

Nele, inzwischen 27 Jahre alt, hat sich mit ihrer Wut auseinandergesetzt, nie locker gelassen, ihre Eltern hartnäckig mit den erlittenen Verletzungen und mit ihren Bedürfnissen konfrontiert. Mit Erfolg: Die Mutter hat ihr versprochen, dieses Jahr auf den Urlaub zu verzichten und Weihnachten mit ihr zu verbringen. Und für nächsten Monat hat sie ihren Flug gebucht: in die Karibik, zu ihrem Vater, zum ersten Mal. ::

Text: Florian Diekmann, Nina Holley

ALTENTEIL



SCHORSCH KAMERUN, geboren 1963 in Timmendorfer Strand, trägt manchmal ein Fuchskostüm und gehört – je nach Quellenlage – zu den 12 bis 14 besten Menschen der Welt. Der Gründer und Sänger der Punkband »Die Goldenen Zitronen« betreibt u.a. mit Rocko Schamoni am Hamburger Fischmarkt den »Golden Pudel Club« (auch bekannt als »Elbphilharmonie des Herzens«) und führt seit einigen Jahren an den ersten Adressen der deutschsprachigen Theaterszene Regie – zumeist bei seinen eigenen Stücken. Wenn dem in München und Hamburg lebenden Kamerun neben seinen weiteren Steckenpferden (u.a. Hörbücher produzieren und Theatermusik schreiben) noch Zeit bleibt, widmet er sich seit Jahren mehr oder weniger erfolgreich seinem Vorhaben, die Regierung zu stürzen.

»Weisheit ist eine Tugend des Alters, und sie kommt wohl nur zu denen, die in ihrer Jugend weder weise waren noch besonnen« (Hannah Arendt)

Nur nicht verkrampfen

In jeder Ausgabe macht sich ein bejahrter Gastautor Gedanken zum Titelthema.

Diesmal: **Schorsch Kamerun**

ES WAREN IMMER ÄHNLICHE MODELLE, bei denen die Seitenscheiben runtergekurbelt wurden und aus denen dann die geballten Fäuste mit den kräftigen Unterarmen herausragten. Kadett oder Manta von Opel, Scirocco oder Golf GTI von VW. Dann kam der immergleiche Satz vorbeigeflogen, wie ein Stereosignal sich schnell zwischen den Boxen bewegend, ein Soundsample im Sturm und mit rasender Geschwindigkeit: »Scheiiiiiiiiiiii... Punnnnnnnkerrrr...!!!« Klarer Fall. Deutliche Front. Es gab kein Vertun, der Hass war echt. Und gefährlich. Einer dieser Mannen brachte es soweit, mit einer scharfen Pistole auf mich zu schießen. Alle Die: richtig drinnen da / gegen Uns: falsch draußen dort. Was die Prols, Rocker, Glatzen oder Teddy Boys auf der Straße, waren die Eltern, Lehrer oder vorgesetzten Autoritäten in den Daheimen und Institutionen. Bullen und Staat nicht zu vergessen.

Die Anbieter aus den Bar-, Cafe-, Restaurant- und Discothekenbetrieben fanden uns eh Scheiße, weil wenig konsumwillig. »Hunde und Jugendliche haben keinen Zutritt«, stand auf einem Schild in der Eisdielen, wo wir uns zu treffen pflegten. Das war es dann. Eindeutige Reaktionen auf eindeutige Ansage.

»Unternehmen Sie feine Gehversuche: Kacken Sie gezielt Telekomzellen auf die Scheiße!«

Noch Ende der siebziger Jahre gab es kein Vertun: Wer anders sein wollte, konnte das leicht ausdrücken. Wer wütend war, fand wütende Mittel und definierten Verhaltenssound dazu. Das ist jetzt nicht mehr so sauber, denn: welche vernehmbare Stimme klingt im totalen Klingeln? Die Wirklichkeit ist ein Schuh des Manitu mit einem Häuptlingsschmuck aus Jubelpersern. Die Palette der Angriffsflächen ist über die Regenbogenfarben hinausgewachsen. Magenta heißt jetzt unser Rot. Ihr seid nicht die Freaks, die ihr aus euren Bussen steigt, in euren Citybeaches chillt und eure Vodafonesportzonen aufstellt. Das direkte Problemgefühl hat sich von der spürbaren Plauze eines Franz Josef Strauß hinter die Zäune von Schengen verschoben.

Ein junger Theaterprojektteilnehmer, mit dem ich mich über seine Ausdruckswünsche unterhielt, sagte mir, er könne so schlecht Konflikte empfinden zurzeit und wüsste zu gern, wie es ist, in einen realen Krieg zu ziehen. Anscheinend ist das Erreichen des wahren Momentes, des authentischen Fühlens nicht mehr so leicht zu haben, wenn man nicht gerade Steine wirft oder ausgestellte Selbstdemütigung vorgibt. Letztes Jahr vor 40 Jahren starb Benno Ohnesorg. Nach seinem Tod war der Begriff einer revolutionären Veränderung für 20 Jahre lang ernst empfunden worden in einer Umgebung, die sich mit »Anderssein« auseinandersetzte.

Vereinzelte Gruppen schaffen dann und wann durch unverbiegbare Ästhetik eine kurze Eindeutigkeit. Dazwischen gab es aber lange sehr viel mehr und viel breiter gestreute bewegliche Formen. Diese einst bunte Zone ist nahezu verraten, weil sie durch Werbewirtschaft zu Verkaufslook verpackt wurde. Man kann Türkentütentaschen zu Hunderten von

Euros als reproduzierte Edelmarkenfetische erwerben, der überverdiente Revolutionsheld Che Guevara ist gleichzeitig Konsequenz-Pin-Up und gibt einer Zigarettenmarke seinen Namen. Prada-Meinhof oder Wein doch. Die Verkäufer haben gelernt, die Andersartigkeit reinzurühren oder sogar vorzuspüren, zu scouten, wie es im Marketing heißt, und verhindern jede Neuentstehungsumgebung. Früher hieß diese mal Alternativkultur. Die gelang lange deutlich, weil Bewegungen sich ausprobieren konnten und nicht ab nächsten Montag als Look einzukaufen waren. Heute gibt es kaum noch eine Ästhetik des Widerstandes, sondern eher eine Ästhetik des Widerspruchs. Es ist die Ohnmacht der Ausdruckslosigkeit, wenn sämtliche Individualität zu Öffentlichkeit geworden ist.

Doch die Stimmen der rasenden Entschleunigten müssen vielleicht nur noch lauter gestellt werden, ganz im Moment, Annahme und Wirklichkeit, Dokumentation und inszenierte Realität so verschränkt werden, dass sich eine gewisse Unsicherheit einstellt, gegenüber dem, was in der Überprüfung von andauernder künstlicher Vorgabe üblich ist.

Meine Damen und Herren, unternehmen Sie feine Gehversuche außerhalb der Warenschalen der Persönlichkeitseinkäufer oder kacken Sie ganz gezielt Telekomzellen auf die Scheiße. Als Utopie! Ist eine steinalte Schildkröte, die sich nicht mehr fortpflanzen will, vielleicht mehr Ansatzpunkt, zu einem echten Wunsch zu gelangen, als ein Auswahlbaukasten voller erdenklicher Info? Wir dürfen jetzt nur nicht verkrampfen. Hier noch ein kleines Lied:

Strophe I

Wir haben uns endlich ein Handy angeschafft
Weil beide viel unterwegs sind
Doch in unseren SMS-Ausgang
Passt mehr als in den Eingang
Gestern war ich ein Vögelchen
Das plötzlich aus dem Nest fiel
Doch dann sah ich im Spiegel
Einen wunderschönen Kuckuck

Strophe II

Alle Angebote großzügig
Biotürke gleich Islam
Aldi, Lidl, Penny, Plus
Frischer Küchenkräuterguss
Fernsehen ist nicht sympathisch
Zeitungen asthmatisch
Thomas ist so inkonsequent
MySpace voll undemokratisch

Refrain

Plötzlich neue Positionen
Die Fähigkeit zur Handlung
Und aus reinen Wünschen
Entspringt auf einmal frischer Anspruch
Die allerfeinsten Explosionen
Und überall wächst Wandlung
Einen allerletzten Umtrunk
Ganz kurz vor dem Absprung.

MALOCHE

Ich mag dich nicht. Ich tu nur so

Nett lächeln – im Job selbstverständlich. Dabei würden wir den Kunden oft lieber den Hals umdrehen. Drei Protokolle.

»Wünsch dir was« für Reiche

Michael, 32, Callcenter-Agent

DIE FIRMA, für die ich arbeite, ist die Hotline für mehrere Unternehmen. Meist bin ich für den Anrufer eine Versicherung, die Autoschutzbriefe anbietet. Wenn jemand eine Leitplanke in den Alpen gerammt hat, organisiere ich den Abschleppwagen, ein Hotelzimmer in der Nähe, manchmal auch Krankentransporte. Menschen im seelischen Ausnahmezustand habe ich also täglich am Telefon. Dass die mich auch mal anbrüllen, stecke ich weg. Gerade wenn es mal nicht gut läuft – etwa, weil kein Abschleppwagen verfügbar ist –, bekomme ich oft richtig Saures. Dann setze ich ein breites Lächeln auf und gebe so viel Samt in meine Stimme, dass alle Verwünschungen darin versinken. Meistens gelingt mir das auch – nur nachts fällt es mir schwer: Dann übernehmen wir nämlich auch noch die sogenannten »Lifestyle Services« für die richtig gut betuchten Kunden eines bekannten Kreditkartenunternehmens. Man könnte auch sagen: Wir sind eine Art »Wünsch dir was« für ganz reiche Säcke. Und die Wünsche sind nahezu grenzenlos: Ein Unternehmer hat uns einmal für einen Kindergeburtstag einen Esel nach Sizilien einfliegen lassen. Einen Esel – nach Sizilien, wo wahrscheinlich mehr Esel leben als Menschen! Mittlerweile bin ich überzeugt, dass die Menschen ihr Gehirn abgeben, sobald sie ihre Elite-Kreditkarte in Empfang nehmen. Meine absoluten Lieblinge sind die schwerreichen Berufs-Söhne – so einer hat sich von mir einmal auf die Gästeliste des Münchner Promi-Clubs »P1« setzen lassen. Kein Problem, so etwas können wir organisieren. Reingekommen ist der Kerl trotzdem nicht – weil er völlig besoffen vor der Tür des Clubs herumgepöbelte. Noch im Vollrausch rief mich der Idiot also an und brüllte: »Du verdammtes Arschloch! Warum machst du deinen Job nicht?« Immer öfter habe ich einen Traum: Ich sitze im Callcenter und schreie einfach mal zurück – mit der Empfehlung an die Kunden, sich die Kreditkarte doch bitte sonstwohin zu stecken. Protokoll: Florian Diekmann

Nur Fliegen ist schlimmer

Sandra, 26, Flugbegleiterin

IN MEINEM JOB muss man immer ein Lächeln auf den Lippen haben, sich aber nicht alles gefallen lassen – etwa einen Klaps auf den Hintern. Vor dem Start muss alles zügig abgelaufen, aber einige – meistens ältere Herren – ziehen erst mal ganz ohne Stress ihren Mantel aus, dann ihr Jackett, legen es fein säuberlich zusammen, und dahinter warten 130 Leute im Gang oder draußen im Regen. Da platzt mir echt die Hutschnur. Was mich aber wirklich zornig macht, ist arrogantes Auftreten. Bei einem Flug hätte ich fast geheult vor Wut. Ich musste einem jungen Franzosen, der am Notausgang saß, erklären, wie dieser im Notfall zu öffnen ist. Ich habe meinen Text auf Englisch runtergerattert. Er sagte immer nur »hmm, hmm«. Ich glaubte nicht, dass er mich verstanden hatte. Weil die Tür im Notfall natürlich geöffnet werden muss, habe ich seinen Kollegen neben ihm gebeten, er möge übersetzen. Der meinte dann auch nur »hmm, hmm«. Mir wurde klar: Die verarschen mich ganz einfach. Die haben mich zwar nicht komplett verstanden, haben darauf aber auch gar keinen Bock. Das Flugzeug war proppenvoll, es war heiß, ich habe geschwitzt wie ein Schwein und musste an insgesamt vier Notausgängen Leute einweisen. Dann kam ein ein schmieriger Geschäftsmanndazu. Der kam eh zu spät, ließ sich aber alle Zeit der Welt. Zog genüsslich seinen Mantel aus, war nur am Feixen mit den beiden Franzosen, die er wohl kannte. Radau und Hektik in der Kabine; nur der Typ grinst mich die ganze Zeit dämlich an. Ich frage: »Kann ich Ihnen mit dem Gepäck helfen?«, und er sagt: »Na, erster Tag? Sie sind so unruhig.« Da ist mir die Flappe runtergegangen und ich habe gesagt: »Nee, erster Tag nicht, aber ich bin noch nie so veräppelt worden wie von ihren beiden Kollegen!« Ich dachte nur: So ein Arsch! Was glaubt der, wer er ist, erster Tag. Ich zeig dir gleich mal erster Tag! Ich war echt sauer und habe mir fast gewünscht, dass wir irgendwie evakuieren müssen, damit wir diese bekloppte Tür nicht aufbekommen, weil diese Typen davorsitzen. Protokoll: Frederik Mohrdiek / Mirko Marquardt

Handgreifliche Handlungsreisende

Marlene, 24, Messe-Hostess

SOLANGE ICH TAGSÜBER nur nett lächeln muss, ist alles okay. Schlimm wird es abends, wenn sich die Firmenvetreter zum »Get Together« treffen – auf Deutsch: »gemeinsames Besäufnis«. Mit glänzenden Gesichtern und gelockerten Krawatten stehen die Kerle dann beisammen und glotzen jedem Rock hinterher. Dass Typen ihre Eheringe wie bei laufig in der Anzugtasche verschwinden lassen, klingt nach Klischee – aber auch das kommt vor. Wir Hostessen in unseren meist knappen Kostümen sind natürlich bevorzugte Beute. Ist klar: Warum sollten wir Mädels nicht auf ältere, schwitzende Kerle mit Halbglätze abfahren? Das Niveau ist Stammtisch. In meinem ersten Jahr haben mich die schlüpfrigen Altherrenwitze – meist lautstark und mit schallendem Gelächter vorgetragen – noch angewidert. Mittlerweile überhöre ich sie. Auch das Hinterhergepeife lässt einen irgendwann kalt. Nur bei Handgreiflichkeiten wird es eklig. Zum Glück ist es mir erst einmal passiert, dass sich, als ich ein Tablett balancierte, eine Hand auf meinen Po legte. Als ich mich umdrehte, grinst mich der Vertreter einer großen Elektrofirma an. Leider war ich zu schockiert, um angemessen zu reagieren; ich habe mich nur weggedreht und bin gegangen. Lautes Lachen dröhnte mir hinterher. Warum denken die Kerle, sie könnten sich alles erlauben – nur weil sie für ein paar Tage nicht zu Hause sind? Protokoll: Mirko Marquardt

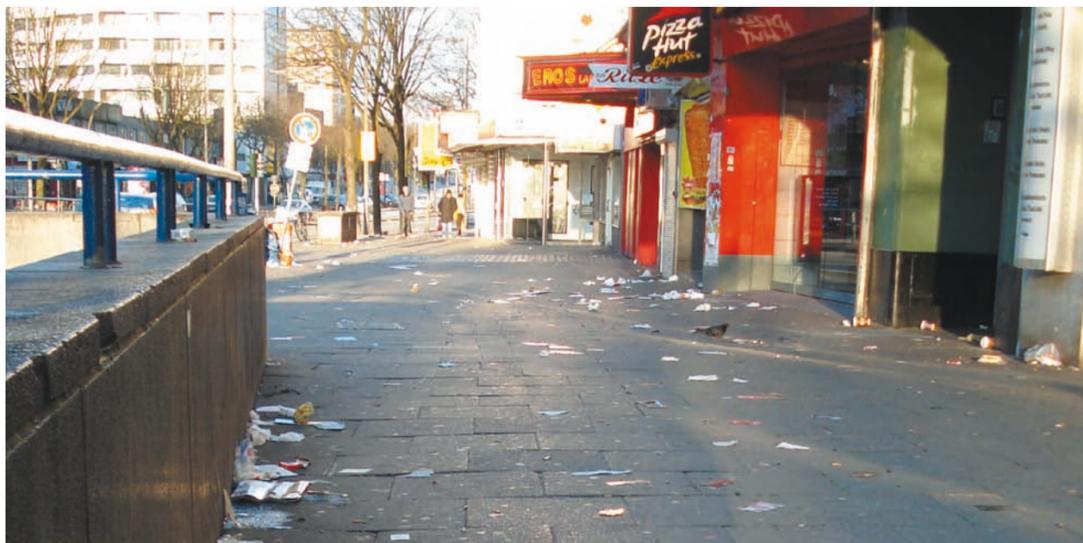


Foto: Isabel Kieseewetter

Was guckst du?

Ludenromantik war gestern: Die Reeperbahn hat ein Imageproblem.

Jugendgewalt auf dem Hamburger Kiez nimmt massiv zu.



Die Nacht geht, der Müll bleibt: Reeperbahn im Morgenrauen

K EIN ORT IN HAMBURG ist trister als der Kiez am Sonntagmorgen: Zerbrochene Flaschen, Fastfood-Müll, Urin und Erbrochenes. Die Gestalten der Nacht trotten Richtung S- und U-Bahn oder torkeln von einer Spelunke zur nächsten.

Ein paar Stunden zuvor ist hier die Hölle los. Schlagermusik wummert über das Kopfsteinpflaster am Hans-Albers-Platz. Jungs zeigen ihre Goldkettchen, Mädchen ihre Beine. Und alles schwimmt im Alkohol.

Auf 930 Metern erstreckt sich die Reeperbahn. Dazu kommen zahlreiche Seiten- und Querstraßen wie die Hurengasse, Herbertstraße. Von der »Großen Freiheit« profitieren knapp 500 Prostituierte und

über 2200 Gastwirte. Im Zentrum des Geschehens: Deutschlands bekanntestes Polizeirevier, die Davidwache.

Getrunken wird wie eh und je in den Clubs und Kneipen. Die größte Party findet aber auf der Straße statt – zwangsläufig: Die Gaststätten des Viertels bieten nur Platz für 20.000 Menschen, in guten Nächten sind jedoch weit über 100.000 unterwegs. Das bringt Probleme mit sich: Der Alkoholkonsum und damit auch die Gewalt haben massiv zugenommen. Im Schnitt werden 60 Körperverletzungen pro Woche auf St. Pauli registriert. Häufigste Ursache sind Schnittverletzungen durch Glasflaschen, die als Waffen eingesetzt werden.

»Hier laufen natürlich nicht nur Blutrünstige und Verrückte rum«, meint Ulrich Frost, stellvertretender Leiter der Davidwache. »Aber in den letzten zwei, drei Jahren haben Gewaltdelikte besonders von Jugendlichen zugenommen.«

Die Auslöser für Schlägereien sind oft nichtig: »falsch« geguckt, keine Zigarette dabei oder angerempelt – die Folgen umso drastischer. Im letzten Jahr häuften sich die Fälle, die von besonderer Brutalität geprägt waren. Im November wurde der 19-jährige Nico in einem Hinterhof schwer verletzt. Eine zehn Zentimeter lange Narbe zieht sich über Nacken und Hals des Schülers. Einer der jugendlichen Täter erklärte lapidar: »Ich werde immer

aggressiv, wenn ich getrunken habe.« Da das Opfer der Sohn eines Hamburger Bezirksbürgermeisters ist, griffen die bunten Blätter den Fall auf – und drängten auf Anti-Gewalt-Maßnahmen.

Im Dezember verabschiedete der CDU-Senat das lange geforderte Waffenverbot für St. Pauli, zusätzlich werden an bestimmten Wochenenden Open-Air-

doch das ist lange her. Am Dienst auf der Davidwache scheiden sich die Geister: Viele ihrer Kollegen wollen hier nicht arbeiten, weil sie keine Lust haben, tagtäglich mit Betrunknen und den Gestrandeten auf Tuchfühlung zu gehen. Denn Stress gibt es reichlich. »Der Respekt gegenüber Polizisten hat nachgelassen«, erklärt Wolfgang Weidemann, der Leiter

»Ohne uns wäre hier Sodom und Gomorrha.«

Razzien auf dem Kiez durchgeführt. Den Geschäften, Kiosken und Tankstellen soll der Außerhausverkauf von Glasflaschen verboten werden – vorerst nur für Bier. Hinzu kommen Zugangskontrollen an den Bahnhöfen: Nach 22 Uhr erhalten Minderjährige einen Platzverweis, stark Alkoholisierter werden direkt wieder nach Hause geschickt. Nach Erfahrung der Polizisten prügelt sich die gewaltbereite Klientel nicht nur einmal, sondern drei- oder viermal in einer Nacht.

Die »Dienstgruppe Präsenz« ist an den Wochenenden in Zwölf-Stunden-Schichten das Team fürs Grobe. Seit Februar 2007 ist die 25-jährige Anna L. dabei. »Man muss wissen, was einen hier erwartet: Der Kiez ist nicht irgendein Revier. Hier ist man immer da, wo es knallt, das hat mir imponiert«, sagt sie. Unzählige Ringe zieren ihre Ohren, die blonden langen Haare sind streng zu einem Pferdeschwanz gebunden. »Schon als Kind wollte ich Polizistin werden. Nachdem ich ein paar Mal im Bereitschaftsdienst auf der Davidwache war, wusste ich: Hier will ich hin.« Früher war sie selber häufig zum Tanzen auf der Reeperbahn unterwegs, meistens in Technoläden –

der Davidwache, »unter Alkoholeinfluss sind die Leute auch gerne mal bereit anzugreifen.« Übergriffe kommen häufig vor. »Ohne uns wäre hier Sodom und Gomorrha«, meint Anna. Angst vor Gewalt hat sie dennoch nicht, obwohl sie in den ersten acht Monaten schon drei Schießereien miterlebt hat.

»Es gibt Einsätze, die vergisst man nicht. Wenn jemand eine Flasche oder einen Aschenbecher an den Kopf kriegt, ist der ein Leben lang entstellt – wegen so einem Scheiß. Man muss aufpassen, nicht abzustumpfen«, sagt die Polizistin nachdenklich. Mit jeder Stunde, die vergeht, steigen sowohl der Alkoholpegel der Kiezgänger als auch die Anzahl der Einsätze. Am heftigsten wird es in den frühen Morgenstunden, wenn der Rausch bei den meisten seinen Zenit erreicht hat.

»Wenn meine Kollegen nicht so nett wären, könnte ich das ganze Leid und Elend da draußen nur schwer ertragen«, sagt Anna leise. Es klingelt. Die Polizistin hat einen neuen Einsatz. »Keine Schlägerei«, ruft Anna beim Hinausgehen. Sie klingt ein wenig erleichtert. ☘

Text und Fotos: Frederik Mohrdiek



Gruppenbild mit Dame: Die 25-jährige Anna L. (links) und Kollegen vor der Davidwache

»Gewalt ist doch was Alltägliches«

Daniel (22) und Berush (16) sind dutzendfach vorbestraft. Ein spezielles Training ist ihre letzte Chance, dem Knast zu entgehen. Sie lernen Ungewohntes: Scham und Mitgefühl.

W I E HÖRT SICH DAS AN, wenn ein Nasenbein bricht?«, fragt Steffen Czibull (31) in die Runde. Schweigen. »Hallo! Ich habe eine Frage gestellt. Wer weiß, wie sich das Geräusch anhört?« Antworten kommen nur stockend.

Zehn junge Männer sitzen im Stuhlkreis – dies ist keine bequeme Gesprächsrunde, sondern ein »Heißer Stuhl«. Der Hamburger Verein »Rückenwind« bietet »Konfrontatives Soziales Training« (KST) für junge Gewalttäter an. Anstatt in den Knast zu wandern, werden sie hier über ein halbes Jahr hinweg mit ihren Taten konfrontiert – manchmal sogar in Anwesenheit der Opfer. Ziel ist es, Mitgefühl zu wecken und damit die Gewaltbereitschaft dauerhaft zu senken.

Seit in einer Münchner U-Bahn-Station ein Rentner von zwei jungen Männern fast zu Tode geprügelt wurde, kommt die Debatte nicht mehr zur Ruhe: Wie soll man mit gefährlichen Schlägern verfahren? Während die Boulevardpresse »Schockhaft« oder »Erziehungscamps« fordert, halten die meisten Experten aus Justiz und Wissenschaft eine Verschärfung des Jugendstrafrechts für kontraproduktiv.

Daniel (22) sitzt breitbeinig auf seinem Stuhl und erzählt: »Ich hatte 'ne kleine Rängelei mit meiner Ex-Freundin. Bisschen reingesteigert und da hab' ich ihr eine runtergehauen.« Daniel ist nicht freiwillig bei »Rückenwind« gelandet – seine Teilnahme wurde vom Gericht angeordnet. Mehr als 30 Straftaten hat er auf dem Korbholz. »Gewalt war immer etwas Alltägliches für mich«, sagt er. Schon sein Vater schlug regelmäßig zu. Unter Gleichaltrigen wollte Daniel dazugehören und suchte sich seinerseits Opfer, die schwächer waren als er. Die Schule hat er mit 16 Jahren verlassen,

dann »ein paar Jahre nix gemacht«. Kurz nachdem er eine Ausbildung zum Gebäudereiniger begonnen hatte, wurde er gegenüber seiner Freundin handgreiflich. In einem anderen Fall versuchte er, einen Nebenbuhler an einer Kreuzung mit dem Auto zu überfahren.

Freiwillig ist keiner in der Trainingsgruppe: »Die Primärmotivation, den Kurs erfolgreich zu beenden, entsteht erst einmal über Zwang«, erklärt Diplomsozialpädagoge Steffen Czibull. Er leitet den Kurs, den auch Berush und Daniel besuchen. »Wir setzen mit unserer Arbeit dann alles daran, dass sich echte Motivation und ein Problembewusstsein

Statt im Knast ist Daniel auf dem Heißen Stuhl gelandet

entwickeln. Der Betroffene muss merken, dass es so nicht weitergeht.«

Berush (16) ist der jüngste der zehn Teilnehmer. Sein weiches, knabenhaftes Gesicht passt nicht zum Stereotyp eines rücksichtslosen Schlägers. Erst wollte er gar nicht zum Training erscheinen: »Ich hab' drauf geschissen. Bin mit einem unverschämten Verhalten hier rein, Kapuze hoch und habe mit den Betreuern geredet, wie ich wollte.« Kurze Pause. »Aber dann habe ich gemerkt, dass es gut für mich ist.« Die gerichtliche Anordnung für das Trainingsprogramm »verdankt« er einem Freund, der einen ihrer Übergriffe in der U-Bahn mit dem Handy filmte und ins Internet stellte. Das Opfer wäre beinahe gestorben. Der Film war ein Renner bei seinen Kumpels – und noch begehrt bei der Polizei.

Statt im Knast sind Daniel und Berush auf dem »Heißen Stuhl« gelandet, einem zentralen Bestandteil des Programms. Hier werden die jungen Männer in einer Rede- und Antwort-Situation von den anderen Teilnehmern und den Betreuern

massiv mit ihrer Tat und den Folgen für das Opfer konfrontiert. Die Fragen praseln nur so auf die Probanden nieder, auch 20-mal hintereinander – dabei kann es durchaus laut zugehen.

»Das Leid der Opfer soll den Tätern in die Seele einmassiert werden«, verdeutlicht der Erziehungswissenschaftler und Kriminologe Jens Weidner diesen Ansatz (siehe Interview). Er ist Pionier auf dem Gebiet der »Konfrontativen Pädagogik«. Für das »Antiaggressivitäts-Training«, ein mit dem KST vergleichbares Programm, nennt Weidner beeindruckende Zahlen: Demnach fallen 65 Prozent der Absolventen anschließend nicht mehr als Gewalttäter auf.

Die Rückfallquote von Haftentlassenen ist hingegen hoch: Das Kriminologische Forschungsinstitut Hannover beziffert sie beim Jugendarrest auf 71 Prozent der Entlassenen, nach Haftstrafen beträgt sie sogar 80 Prozent. Natürlich ist die »Konfrontative Pädagogik« keine Wunderwaffe, um jugendliche Gewalttäter auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Viele scheitern schon an den Mindestanforderungen: pünktlich und regelmäßig zu erscheinen. Mitunter schafft es deshalb nur die Hälfte der Gruppe, das Programm abzuschließen.

Daniel will es schaffen: »Ich werde jetzt 22. Irgendwann will man ja auch mal heiraten oder Kinder haben«, meint er. Seine Gesellenprüfung steht bevor. »Deswegen sage ich mir auch: Bleib am Ball, die helfen dir.« Berush hingegen wirkt angespannt. Während des Gesprächs gibt er ein Zungenstakkato von sich. Aber auch er hat Ziele: Seit kurzem geht er wieder regelmäßig zur Schule. ☘

Text: Frederik Mohrdiek

»Am liebsten lebensfrohe Hooligans«

Kriminologe Jens Weidner über männliche Mutproben, beißende Babys und stadtbekannte Schläger.

WAS UNTERSCHIEDET das Antiaggressivitäts-Training (AAT) von einer Therapie?

Jens Weidner: Eine Therapie will einen Patienten ganzheitlich verändern. Wir verändern nicht die Persönlichkeit. Wir sagen: »Wir akzeptieren deine Gesamtpersönlichkeit, aber deine aggressiven Taten werden massiv ins Kreuzfeuer der Kritik genommen.« Zentral ist es, Mitleid gegenüber den Opfern zu erwecken.

Wie wirkt das auf Jugendliche, die nur per Zwangsanordnung bei Ihnen sind?

Viele sagen sich: »Immer noch besser als Gefängnis.« Die haben erst mal keinen Bock – uns bleiben dann vier bis sechs Wochen zu sagen: »Du schaffst das, aber du sollst nicht mehr tot schlagen, sondern nur noch tot labern.«

Gut gemeinte Ratschläge als Problemlösung?

Wir müssen eine Brücke bauen. Dann kommt der »Heiße Stuhl«. Der erscheint wie eine männliche Mutprobe: Ein Teilnehmer sitzt in der Mitte, die anderen gehen verbal auf ihn los und konfrontieren ihn mit seinen Taten. Zuvor reizen wir die Kandidaten: »Sie können gerne mitmachen, werden es aber nicht packen. Sie sind nicht Manns genug!« Schon rufen die ersten: »Hier! Ich will!«

Wie tief dringt das AAT-Programm in das Bewusstsein ein?

Es wird sehr streng mit den Teilnehmern gesprochen. Man lässt sie ausreden, aber sie werden auch angeschrien. Sie müssen sich so in ihr Opfer einfühlen, dass sie sogar schon mal in Tränen ausbrechen, wenn sie mit ihrer Tat konfrontiert werden. Dazu holen wir oft auch die Opfer hinzu. Das AAT ist für die Teilnehmer sehr emotional und daher nicht ganz harmlos.

Ist diese Methode immer anwendbar? Grenzfälle zur Psychiatrie behandeln wir nicht. Am liebsten nehmen wir Leute, die

sich gerne schlagen. Also lebensfrohe, positiv aufgestellte Schläger: Hooligans, Skinheads, stadtbekannte Schläger, libanesische Einzelkämpfer, türkische Gangs. Diese Klientel ist für uns gut erreichbar, so komisch das auch klingt.

Was ist entscheidend für die Gewaltbereitschaft? Familiärer Hintergrund oder genetische Faktoren?

Natürlich gibt es genetisch völlig unterschiedliche Temperamente. Schauen Sie sich auf einer Säuglingsstation um: Da sind Kinder, die ganz entspannt an der Brust ihrer Mutter nuckeln, andere malträtieren beim Stillen derartig die Brustwarze, dass die Mütter sich Plastikkappen auf die Brust setzen müssen. Es ist aber eine Frage von Kultur, Sozialisation und Erziehung, was daraus gemacht wird.

Was muss zusammentreffen, damit rohe Gewalt entsteht?

Erst wenn eine bestimmte Trias einsetzt, wird eine Person zum Gewalttäter. Erstens: eine aggressive Erziehung. Mal wird das Kind geschlagen, mal geknudelt – absolut unberechenbar. Zweitens: ein aggressiver Freundeskreis. Die ziehen los und vertrimmen ihr Opfer auch zu zehnt. Drittens: ein aggressiver Medienkonsum. Es ist wunderbar, wenn alle drei Faktoren zusammenkommen, dann entwickelt sich Aggressivität in ihrer vollen Schönheit. ☘

Interview: Jon Mendrala, Frederik Mohrdiek

JENS WEIDNER

Der 49-Jährige ist Erziehungswissenschaftler und Kriminologe. Er lehrt an der Hochschule für angewandte Wissenschaften Hamburg und hat das Antiaggressivitäts-Training mitentwickelt, das sich präventiv an Heranwachsende sowie junge Intensivtäter richtet. Nach Eigenangaben werden 65 Prozent der Absolventen nicht wieder einschlägig rückfällig.

Die Demo meines Lebens

Papa ist enttäuscht: Der Nachwuchs will nicht auf die Straße, Parolen sind ihm suspekt – Kinder, wie die Zeit vergeht. Eben noch waren die Alten besoffen von der neuen Freiheit. 68er, Experimente, Protest. Klar: Heute wie gestern wird vor allem am Küchentisch protestiert. Aber jetzt ist doch die Zeit der Jugend. Und was macht die? Karriere! Anpassung! FDP wählen! »Da waren wir aber aus einem ganz anderen Holz geschnitzt...«

Halb Stark wollte die Verklärung der Vergangenheit nicht einfach hinnehmen. Und so haben wir uns auf eine Deutschlandreise begeben, auf eine Zeitreise. Wir erzählen drei Geschichten von Menschen, die für ein Anliegen gekämpft haben – und dreimal vom Lebensgefühl einer Generation.

1967

DAS FENSTER ZUM HOF

Berlin, 2. Juni: Ein achtjähriger Junge spielt im Sandkasten. Ohne es zu wissen, beobachtet er ein Ereignis, das die junge Republik verändern wird. Am Ende gibt es einen Toten und viele Fragen.

HANS-HERMANN Brombosch steht am Küchenfenster und schaut hinaus. Nichts rührt sich dort draußen, und doch geschieht etwas. Es sind Bilder, die zurück kommen, Erinnerungen an ein Ereignis, das sich vor langer Zeit hier abgespielt hat. Brombosch lässt aufgeregt den Rollladen ein Stück weit herunter, so dass nur ein schmaler Schlitz den Blick nach draußen freigibt. Er geht in die Hocke und schaut. Ein Hinterhof in Berlin-Charlottenburg, Ecke Schiller- und Krumme Straße. Ein Parkplatz. Ein graues Nichts. Durch Betonplatten frisst sich grüner Grasbewuchs.

Genau hier, rund 150 Meter von der Deutschen Oper entfernt, lag am Abend des 2. Juni 1967 der Student Benno Ohnesorg – tödlich von einer Kugel getroffen.

Brombosch gestikuliert und erzählt. Mosaiksteinchen der Erinnerung verschmelzen zu Zerrbildern der Vergangenheit. In dieser Wohnung hat er seine Kindheit verbracht, seit mehr als 30 Jahren war er nun nicht mehr hier. Hans-Hermann Brombosch ist 49 Jahre alt, grau meliert und dennoch jugendlich, die Sprache berlinerisch eingefärbt. Ein Stadtangestellter des Bezirks Charlottenburg.

Am 2. Juni 1967 war der persische Schah Mohammad Reza Pahlavi auf Staatsbesuch in Berlin – der Keimzelle der Außenparlamentarischen Opposition. Abends stand Mozarts »Zauberflöte« in der Deutschen Oper auf dem Programm. 2000 Demonstranten, weit zurückgedrängt hinter Polizeiabsperungen, begrüßten den Schah mit Eiern, Farbbeuteln und Steinen. Die »Kommune 1« und der ASTA der FU Berlin hatten zu Protesten gegen den Despoten aufgerufen, der sein Land mit eiserner Gewaltherrschaft regierte. Kurz nachdem sich der Vorhang im Inneren der Oper gehoben hatte, stürmten Polizisten auf die Demonstranten zu. Panik entstand, wilde Jagd- und Verfolgungsszenen folgten.

Zahlreiche Menschen waren in der Nähe, als der tödliche Schuss fiel: Journalisten, Demonstranten und Polizisten. Und doch hat keiner von ihnen den Augenblick des Schusses beobachtet. Drei Zeitzeugen haben sich heute an den Ort begeben, um die Vorfälle zu rekonstruieren, die zur Radikalisierung der Protestbewegung in den folgenden Jahren führen sollten.

Uwe Dannenbaum, damals Volontär bei der Boulevardzeitung »B.Z.«, hat das letzte Foto aufgenommen, auf dem Ohnesorg noch steht – und das erste, nachdem er niedergestreckt wurde.

Auch Michael Müller ist Journalist. Er war der Mann für Hochschulthemen bei der »Berliner Morgenpost«. Hans Brombosch war acht Jahre alt – der Junge am Küchenfenster, der vergangene Zeuge.

»Hansi, Hansi!« Von weit her hört der Achtjährige die Stimmen der Eltern. Es ist Juni 1967, warm, und die Sommerfe-

rien sind so nah. In den Augen des Kindes ist der Hof nicht grau, sondern Ausgangspunkt kindlicher Streifzüge voll von Farbe, Geruch und Atmosphäre. Gleich vor dem Hof befindet sich ein Feld, dahinter ein Abenteuerspielplatz.

Auch am Nachmittag des 2. Juni spielt Hansi hier. Eigentlich ist alles wie immer. Außer: der Lärm. Lärm von Protest, Gewalt und Aggression. Ein neuer Sound in den Ohren des Jungen, aufregend und doch abschreckend. »Hansi!« Zunächst ist nichts zu sehen, doch dann sieht Hansi junge Männer und Frauen, dann Polizisten. »Mir kam das erst mal nicht bedrohlich vor«, sagt Brombosch heute. »Wie ein Katz- und Maus-Spiel: uniformierte Polizei, Zivilpolizei, Demonstranten.« Aus Richtung des Spielplatzes rücken die Menschen Richtung Feld vor – es wird lauter.

Dann holen die Eltern den Jungen in die Wohnung. Sie lassen die Rollläden herunter und mahnen ihren Sohn, sich vom Fenster fernzuhalten. War die Sache bisher Rahmenprogramm zum Sandkastenspiel, so wird sie jetzt erst richtig spannend. Stimmengewirr, Schreie, Poltern durch die verschlossenen Rollläden. Nein, Hansi muss die Läden einen Spalt hochziehen, muss sehen, was vor sich geht. »Das erste, an das ich mich erinnere, ist das Ausmaß der Gewalt. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Eine Treibjagd.«

Vor dem Fenster ist die ohnehin angespannte Atmosphäre umgeschlagen. Der Hof, durch den die Studenten eigentlich entkommen wollten, ist zur Falle geworden. Für Hansi ist es ein Jeder-gegen-Jeden, ein chaotisches Schlagen, Schreien und Laufen. Viele Polizisten sind in Zivil

unterwegs, sogenannte »Greifer« auf der Jagd nach »Rädelsführern«. Selbst in Hansis Sandkasten prügeln sie sich, mit Knüppeln, Regenschirmen oder was sie sonst zu fassen bekommen.

Der Student Benno Ohnesorg war kein Schläger. Das letzte Foto, auf dem er unverletzt zu sehen ist, zeigt einen schüchternen, schlanken jungen Mann mit Schnurrbart. Er ist so unscheinbar, dass er auf den Schwarzweißfotos beinahe von der Szenerie verschluckt wird. Doch Hansi fiel der Schlagschlag sofort auf; bei seiner späteren Vernehmung wird er sich an ein leuchtend rotes Hemd erinnern.

Michael Müller, damals Springers Hochschulexperte bei der »Berliner Morgenpost«, hat Verständnis für das harte Vorgehen der Polizei. »Die Burschen haben doch ständig Randalie gemacht. Der einzige Unterschied ist, dass hier einer

gestorben ist. Das ist alles!« Es ist kalt, die Bäume sind kahl, genau wie Müllers bemütztes Haupt. In ihm brodeln es. Er spricht von Chaoten, Krawallmachern, Stalinisten, Bolschewiken und »ausgebufften Demonstranten«. Nein, er wolle die Ereignisse im Hof nicht entschuldigen, doch die Reaktion der knüppelnden Polizisten sei vor allem eines gewesen: menschlich. Unnötig überzogen, aber menschlich. Tagelang seien die Polizisten von den Demonstranten vorgeführt worden. »Und als es dann hieß »Knüppel frei!«, haben sie ihrem aufgetauten Ärger Luft gemacht. Ist doch klar.« Mit raschen Schritten und wild gestikulierend schreitet der pensionierte Journalist den Schauplatz ab.

Auch der Fotograf und Reporter Uwe Dannenbaum war an jenem Abend auf dem Hof: »Es war eine unglaubliche Eruption an Gewalt.« Er fotografiert in alle



Ulstein Bild

Das erste Foto nach dem Schuss: Benno Ohnesorg liegt am Boden

1986

AUFSTAND AUF DEM ACKER

Brokdorf, 8. Oktober: Das Atomkraftwerk Brokdorf geht ans Netz. Mehr als zehn Jahre lang hatten Kernkraftgegner versucht, den Bau zu verhindern. Nun müssen die einstigen Gegner mit dem Reaktor vor der Haustür leben.

EIN FEINES DETAIL trübt die norddeutsche Idylle: Der Blick wandert über flaches Marschland, vereinzelte Bauernhäuser, Äcker, Kuhweiden und – eine Reaktorkuppel. Direkt vor dem Elbdeich erhebt sie sich in den Himmel; groß, grau, unheimlich.

»Früher konnte man von hier aus noch die Schiffe sehen«, sagt Silke Dibbern-Voß und zieht ihren grünen Schal enger um den Hals. Die Leidenschaft, mit der die 52-Jährige von damals spricht, lässt erahnen, wie erbittert sie einst gegen den Bau des Kraftwerks kämpfte. »Hier wurde ich damals verprügelt«, sagt sie und deutet auf das Kraftwerksgelände direkt hinter ihr.

Damals, das ist 1976: Ungeachtet aller Bedenken gegen den Bau des Brokdorfer AKWs will die CDU-Landesregierung Fakten schaffen – und erteilt eine Baugenehmigung mit »Sofortvollzug«. Über Nacht wird der Bauplatz mit Nato-Draht abgeriegelt; Polizei und Werksschutz rücken an. »Die wenigen Leute, die das nachts mitbekamen, dachten erst: Die Russen kommen«, sagt Dibbern-Voß. Heute kann sie darüber lachen.

Es sind die Jahre nach der Ölkrise. Die Angst vor Energieknappheit ist groß, Atomkraft gilt als sicher. Allein entlang der Elbe, das belegen Pläne, sollen rund 40 Kernkraftwerke entstehen. »Sonst gehen hier die Lichter aus« – mit diesem Argument ist für die meisten die Debatte beendet. Doch viele Anwohner fürchten sich: vor schleichender Verseuchung, vor einem Reaktorunglück.

1976, an einem trüben Oktobersamstag, demonstrieren 6000 Menschen in Brokdorf; mit Hilfe von Teppichen überwinden einige den Stacheldraht und besetzen den Bauplatz. Die Lage ist angespannt, doch ein Pastor handelt mit der Polizei aus: Über Nacht dürfen die Besetzer bleiben. Es dämmt bereits, als Silke Dibbern-Voß, damals 19 Jahre alt, den Bauplatz erreicht. Zelte sind errichtet, Gesang ist zu hören. Doch entgegen der Abmachung schlägt die Polizei los. »In der Menschenmenge bekam ich Platzangst«, erinnert sich Dibbern-Voß. Panik bricht aus: Polizisten prügeln auf die Demonstranten ein, Zelte gehen in Flammen auf. Die junge Frau hat Glück: Sie hat zwar einen Schlag ans Bein abbekommen, kann aber gerade noch fliehen und sich auf den Hof der Familie Voß flüchten. Hier wohnt ihr damaliger Freund und späterer erster Ehemann Bernd zusammen mit seiner Familie, hier hat ihr Kampf gegen das Kraftwerk seinen Ausgangspunkt.

22 Jahre später sitzen wir bei Kuchen und Obstsalat in der gemütlich warmen Bauernstube; direkt vor dem Fenster zeichnet sich – einen knappen Kilometer

Luftlinie entfernt – groß und mächtig die Silhouette des Kernkraftwerks ab. Nichts deutet heute mehr auf das Chaos hin, das hier einst herrschte. »Damals war der Hof voller Menschen, die ihre Aktionen planten«, sagt Christine Scheer. Sie lebt hier zusammen mit Heinrich Voß, der den Familienhof heute bewirtschaftet. »Damals war die Protestbewegung stärker«, meint sie. »Wir wuchsen im Schatten des Dritten Reiches auf; unser Kerngedanke war: Nie wieder darf in diesem Land Unrecht geschehen.« Dass der Staat den Bau des Kraftwerks mit allen Mitteln gegen den Willen der eigenen Bevölkerung durchsetzen will, schürt den Zorn der Jugendlichen: »Ich hatte nicht das Gefühl, dass die Regierung ihre Fürsorgepflicht für die Bürger noch wahrnimmt«, sagt Silke Dibbern-Voß. Brokdorf hat sie politisiert; noch heute ist sie bei den Grünen aktiv.

Ungeachtet der wachsenden Kritik setzt die Regierung auf Machtpolitik und Repression: Ein Erörterungstermin zwischen Anwohnern und Atomlobby wird von der Polizei gesichert wie ein Terroristenprozess. »Wer gegen Atomkraft war, galt automatisch als Kommunist und Radikaler«, erklärt Dibbern-Voß. »Einige Mitschüler haben Petitionen gegen das AKW nicht unterschrieben – aus Angst, später keinen Studienplatz zu bekommen.«

Verdeckte Ermittler mischen sich unter die Demonstranten, vor den Höfen parken auf einmal Autos mit angeblichen Liebespäpchen. »Die ständige Bespitzelung hat uns nur noch wütender gemacht«, sagt Christine Scheer. Die Anti-Atomkraftbewegung wächst, doch auch die Polizei rüstet massiv auf:

Als im eiskalten Februar 1981 rund 100.000 Atomkraftgegner über die gefrorenen Gräben zum Bauplatz marschieren, setzt sie Reiterstaffeln, Schlagstöcke, Tränengas und Wasserwerfer ein. »Bei minus zehn Grad ist das lebensgefährlich, aber das war denen egal«, empört sich Scheer noch heute. Es gibt zahlreiche Verletzte, darunter auch ein Polizist, der von Demonstranten attackiert wird. Die Szenen sind bürgerkriegsähnlich: Ausnahmezustand in der Marsch. Schließlich setzt die Polizei Hubschrauber ein und stellt sie über den Köpfen der Demonstranten quer. Der Wind der Rotorblätter schleudert Menschen wie Puppen durch die Gegend. »Noch Jahre später hatte ich Angst, sobald ich einen Hubschrauber gehört habe«, sagt Scheer. Insgesamt sollte der Kampf um »Fort Brokdorf« knapp zehn Jahre lang dauern.

Im Herbst 1986, nur kurz nach Tschernobyl, geht der Reaktor schließlich ans Netz. Eine Protestbewegung so lange aufrecht zu erhalten – heute undenkbar, fürchten die Aktivisten von einst: »Euch fehlt der lange Atem«, meint Christine Scheer. Erklären kann sie sich das nicht, versucht es aber dennoch: »Wir sind noch in Vereinen groß geworden. »Gemeinsam sind wir stark« – das war für uns immer klar. Eure Generation ist viel individualisierter. Vielleicht, weil ihr euch mehr Gedanken über die berufliche Zukunft machen müsst. Bei uns hat ja jede faule Socke noch einen Job bekommen.« Zufrieden ist sie mit diesem Argument allerdings nicht.

Würden die drei denn heute alles wieder genauso machen? Ja, sagt Silke Dibbern-Voß, »nur verprügelt lassen würde ich mich nicht mehr.«

Text: Marco Lange, Mirko Marquardt



»Atomkraft – nein danke!« Die Herren mit den Schilden sehen das offenbar anders



Hans-Hermann Brombosch heute, hinter ihm das Fenster zum Hof. Von dort aus sah er den tödlich verletzten Ohnesorg

Foto: Dominik Betz

Richtungen; knipst, so schnell der Blitz nachladen kann. »Ich habe nicht lange nachgedacht, sondern dokumentiert.« Die Fotonegative bewahrt er wie einen Schatz in einem Bankschließfach auf. »Ich wusste zunächst ja gar nicht, dass ich den Ohnesorg fotografiert hatte. Das wurde uns erst am nächsten Tag klar.«

Heute ist Dannenbaum ein bedächtiger, graubärtiger Mann, das glatte Gegenteil des hitzköpfigen Müller. Er spricht von Springer-Journalisten, den 68ern, Hannah Arendt und persönlichen Lernprozessen. »Die Studenten wollten ja die verkrusteten Strukturen aufbrechen. Das war uns zuerst gar nicht klar.«

Brombosch erinnert sich deutlich: »Ich stand am Küchenfenster und sah den Mann im roten Hemd, gleich neben einer Teppichstange. Der war mir schon vorher aufgefallen. Er ging nach links Rich-

tung Hofausgang zur Krümmen Straße. Mir war klar: Der will raus.« Einen Augenblick hält er inne, um die Erinnerung klarer werden zu lassen. »Ich habe dann zur Hauswand geschaut. Da ging es ja weiter! Da droschen sie weiter aufeinander ein.« Eine Mischung aus Schrecken und Faszination steht ihm ins Gesicht geschrieben. »Ja – und dann fiel der Schuss.«

Die Augen des jungen Hansi lösen sich im Augenblick des Knalls von der Knüppelerei an der Hauswand. Einer jener Momente, in denen sich die Zeit auszudehnen scheint, Zeitlupe bis kurz vor Stillstand. Sein Blick findet das rote Hemd. Hansi sieht, wie der schwächliche Körper ins Straucheln kommt, wankt und schließlich auf den Schotterboden des Hofes fällt. Er sieht die Pistole in der ausgestreckten Hand eines Mannes in

Zivil. Wie sich später herausstellt, handelt es sich bei ihm um den Polizisten Karl-Heinz Kurras, der zwei Schritte hinter Ohnesorg stand.

War der Schütze bedrängt? Brombosch denkt angestrengt nach, er ist vorsichtig. Er weiß, dass Kinder die Welt mit eigenen Augen sehen. Nach einer Pause antwortet er bestimmt: »Ich würde sagen: nein.«

»Wer mich angreift, wird vernichtet. Aus. Feierabend.«

Hansis Aussage wurde vor Gericht verworfen – der Kleine sei aufgrund seines Alters unglaubwürdig. Genau einmal wurde er polizeilich verhört, alleine in einem Raum mit Polizisten, ohne Beistand durch Eltern oder Juristen. Niemand hat ihn seither nach seinen Beobachtungen gefragt. Der Todesschütze Karl-Heinz Kurras lieferte in mehreren Prozessen

verschiedene Erklärungen – Notwehr, Querschläger – für sein Verhalten: Trotz der widersprüchlichen Aussagen wurde der Polizist nicht verurteilt. Nach jahrelangem Schweigen hat sich der greise Beamte a.D. kürzlich gegenüber dem »Stern« geäußert: »Ich hätte hinhalten sollen, dass die Fetzen geflogen wären, nicht nur einmal. Fünf-, sechsmal hätte

Straßenzüge – ein idealer Spielplatz für Kinder – sind Geschichte. Aufgeregt, fast ungläubig, betrachtet Hans Brombosch alte Pressefotos, die den Hof und sein Elternhaus zeigen. Kindheitserinnerungen mischen sich mit den Ereignissen des 2. Juni.

»Hier!«, ruft er aus, »hier, auf diesem Foto sieht man genau, dass die Rollläden einen Spalt geöffnet waren. Dahinter habe ich gestanden.«

Erwachsen werden bedeutet in erster Linie, Erfahrungen zu sammeln. Die negativen Erfahrungen schleifen langsam, aber unerbittlich die kindliche Unbeschwertheit ab. Am 2. Juni 1967 ist Hans-Hermann Brombosch der Erwachsenenwelt ein gutes Stück näher gekommen, unverhofft und zufällig. Mit einem Blick aus dem Fenster zum Hof

Text: Dominik Betz, Hannes Schettler

2004

KEIN PLATZ FÜR NIEMAND

Hamburg, 8. September: Eine Übermacht von Polizisten räumt den Bauwagenplatz Wendebucken im Stadtteil Barmbek-Nord – der vorläufig letzte Höhepunkt eines immer noch schwelenden Konflikts. Zum ersten Mal kehrt ein Aktivist an den Schauplatz zurück.

MAX WERNER blickt ein wenig fassungslos auf die trostlose Szenerie. »Ich hätte nie gedacht, dass die das so billig machen!« Zum ersten Mal seit der Räumung des Bauwagenplatzes »Wendebucken« in Barmbek-Nord ist er wieder hier, an der neu entstandenen »Grünanlage Wendebucken«: Vernachlässigte Rasenflächen grenzen an ein strikt kreisrundes Rondell aus Pflastersteinen, an dessen Rand sich ein ärmliches Bäumchen aus der Steindecke stemmt. Auch der Teich kann die kühle Eintönigkeit an diesem Ort wohlgeformter Tristesse nicht auflockern.

Es ist, als sei diesem Platz eingeschrieben, dass das Verweilen auf ihm unerwünscht ist. Fünf Jahre lang war dies ein belebter Ort. Bis zu dem Tag, an dem eine Übermacht von Polizisten im Morgengrauen kam und ihn räumte. 1400 Polizisten waren es, an jenem 8. September 2004, gegen 17 Bewohner und einige Dutzend Unterstützer.

Max Werner, sanfte Züge in einem aufgeschlossenen Gesicht, heißt eigentlich anders. Er hört aufmerksam zu, ein verschmitztes Lächeln umspielt seine Mund-

winkel. Der groß gewachsene 29-Jährige lebt seit neun Jahren auf einem anderen Bauwagenplatz in Hamburg und ist dessen Pressesprecher, obwohl ihm nichts unangenehmer zu sein scheint, als sich in den Vordergrund zu stellen: »Ich möchte mich nicht als das Gesicht der Bauwagenplätze Hamburgs aufspielen«, hatte er erklärt und darauf bestanden, nicht mit seinem echten Namen genannt zu werden. Es würde auch nicht recht passen zu einer Szene, die Hierarchien ablehnt und Entscheidungen grundsätzlich basisdemokratisch trifft. Die nur deshalb Pressesprecher braucht, weil die Medien danach verlangen in einem Konflikt, der immer noch schwelt. Im Kern geht es darum, ob die Allgemeinheit es dulden kann, dass Menschen auf Flächen in der Stadt in Bauwagen wohnen, obwohl dies gesetzlich nicht erlaubt ist. Was für die Bauwagenbewohner und ihre Sympathisanten einen »Freiraum« darstellt, in dem Menschen »selbstbestimmt« leben können, ist für ihre Gegner ein nicht akzeptabler »rechtsfreier Raum«.

Die Stadt hat 1400 Polizisten geschickt: Es geht los

Am 31. August 2004 läuft der Pachtvertrag für das Wendebucken aus. Der CDU-Senat der Stadt macht unmissverständlich klar: Er will räumen lassen und auch keine Ersatzflächen zur Verfügung stellen. Jeden Tag kann es soweit sein: Die Wendebucken gleicht einer Festung: Es gibt nur eine Einfahrt zum Gelände, hinter der hohen Beckenmauer erstreckt sich undurchdringliches Buschwerk. Die Bewohner errichten einen zweieinhalb Meter hohen Wachturm hinter dem Zu-

gangstor. Vorbereitung auf einen Belagerungszustand. »Die Stimmung schwankte zwischen Wut über die gebrochenen Versprechen und Angst.«

Bereitwillig wären die Bewohner auf eine Ersatzfläche umgezogen. »Das Schlimmste ist ja gar nicht die Räumung selbst, sondern die Wochen, in denen



Die Aktivisten haben sich in Fässern einbetoniert, die Räumung dauert Stunden

man darauf wartet«, erinnert sich Max. Eine Woche zuvor war er aus Solidarität vorübergehend auf das Gelände gezogen; inzwischen sind es etwa 50 weitere Sympathisanten aus dem gesamten

Bundesgebiet. Die Bewohner haben sich schon lange darauf geeinigt, wie sie sich verhalten wollen: »Keine Gewalt«, sagt Max, »aber so schwer wie möglich wollen wir es denen schon machen.«

Beide Seiten belauern sich gegenseitig: Die Bauwagenbewohner streifen mit Fahrrädern durch den Stadtteil und halten nach Polizeihundertschaften Ausschau. Im Gegenzug kreist jeden Tag tief über dem Gelände ein Polizeihubschrauber, aus dem gefilmt und fotografiert wird.

»Bauwagenbewohner sind genauso politisiert wie andere Menschen auch«, erklärt Max, »das ist ja unabhängig von der Wohnform. Wenn dein Zuhause bedroht wird, musst du eben bestimmte politische Auseinandersetzungen eingehen.«

Ob er tatsächlich arbeiten gehe, gehört zu den Fragen, die er am häufigsten be-

antworten muss. Zu stark ist das Klischee von »dem Bauwagenbewohner«: arbeitslos, dreckig, faul. Max arbeitet als Betreuer in der offenen Kinder- und Jugendarbeit, sein Bauwagen ist penibel aufgeräumt und sauber. Für ihn ist es nur eine Wohnform von vielen: »Es wird viel zu viel Bohei darum gemacht. Ich definiere mich nicht darüber, dass ich im Bauwagen wohne.«

Am 8. September 2004 ist Max schon früh mit dem Fahrrad unterwegs. In den Seitenstraßen um das Wendebucken sieht er ein massives Polizeiaufgebot. 1400 Polizisten hat die Stadt geschickt: Es geht los. Die Posten auf den Hochsitzen ketten sich an, zwei Bauwagen werden quer vor die Zufahrt gestellt. Davor postieren sich fünf Aktivisten, die Arme in Ölfässern

einbetoniert. Die Taktik ist ein voller Erfolg: Die Räumung ist mühselig, zieht sich über viele Stunden hin. Dennoch bleibt es friedlich – bis Polizisten beginnen, kurzerhand die Beine des Hochsitzes Stück für Stück reihum abzusägen. Dieser beginnt heftig zu wanken. Oben, in sechs Metern Höhe, gerät die Aktivistin in Panik, befürchtet, unkontrolliert auf den Boden aufzuschlagen. Markerschütternd gellen ihre Schreie über den Platz. Wutentbrannt versucht Max, ihr zu Hilfe zu kommen, wird jedoch überwältigt und auf die andere Straßenseite geprügelt. Erst am frühen Abend ist alles vorbei. Beamte schleppen die letzten Gefährte vom Platz, die Bewohner sind vorübergehend festgenommen.

Der Bauwagenplatz Wendebucken ist Geschichte. Fünf Bauwagenplätze gibt es jetzt noch in Hamburg. Für keinen ist eine dauerhafte Lösung gefunden; auch der Platz, auf dem Max wohnt, wird immer nur für ein weiteres Jahr geduldet. Wie geht er damit um, schließlich ist dies seit neun Jahren sein Zuhause? Max sitzt am Tisch seines kleinen Bauwagens und zieht an seiner Zigarette. »Ich blende das aus, man hat ja auch noch andere Sorgen. Aber Widerstand würde ich nochmals leisten«, meint er, steht auf und schiebt ein Holzscheit in den Ofen.

Wie ist das eigentlich: Würde ihn ein Räumungsbescheid überhaupt erreichen, liefert die Post auch hierher? Und ist er hier auch offiziell gemeldet? »Na klar«, grinst Max. »Ich bekomme sogar Wahlwerbung von der CDU.«

Text: Florian Diekmann, Isabel Francisco

Familientreffen am Meer

Berittene Polizei, brennende Autos: Noch heute schwärmen die Menschen in Mecklenburg vom großen Sommerfest am Meer. Was vom G8-Gipfel übrig blieb.



TEIL 1: AUFGALOPP IN ROSTOCK
Samstag, 2. Juni, Yachthafen Rostock,
Platz der Abschlusskundgebung

IN DER NÄCHSTEN WOCHE geht es los mit dem Gipfel – heute beginnt das Aufwärmprogramm. Rostock liegt 15 Kilometer von Heiligendamm entfernt; es geht darum, ein Zeichen zu setzen. Hier am Yachthafen soll die Abschlusskundgebung stattfinden. Die Demonstranten stehen in losen Grüppchen herum, hier vorne, nicht weit von der Bühne entfernt, ist noch viel Platz. Das Kuriose des Gipfels und seiner Gegenveranstaltungen: »Die da oben« geben vor, das Gleiche zu wollen wie »die da unten«: Kampf dem Klimawandel, Hilfe für Afrika. Es geht um das »Wie«. Die Regierenden gelten in den Augen der Protestler als scheinheilig. Die Industrielländer wollen Armut bekämpfen, aber die Erhöhung der Entwicklungsgelder bleibt bislang ein leeres Versprechen. Die westliche Welt will freien Handel ohne Schutzzölle – aber europäische Agrarsubventionen sorgen dafür, dass europäisches Getreide in Afrika billiger ist als das der einheimischen Bauern.

Bis jetzt gleicht die Demonstration einem Volksfest der besonderen Art – es ist ein sommerlich-buntes Nebeneinander von Nationen, Farben und Formen des Protests. Es sind doch viele gekommen, einige Zehntausend. Ganz plötzlich ändert sich die entspannte Grundstimmung. Etwa 300 Meter entfernt auf der Neuen Werderstraße, die sich einen kleinen Hügel zur Innenstadt hinaufschlingt, marschiert eine Hundertschaft Polizisten auf und bleibt stehen. Es entwickelt sich eine Art Sog. Einzelne Ge-

stalten huschen im Laufschrift zwischen den Herumstehenden hindurch. Zuerst sind es fünf, dann immer mehr, von allen Seiten: Das ist kein Zufall – alle Schwarzvermummten strömen lautlos in Richtung Polizei. Schon sind etwa 200 Kapuzenpulli-Träger in schwarz versammelt. Da vorne, gegenüber der Hundertschaft, herrscht nun ein eindeutiger Dresscode – kein Samba mehr, keine Clowns, nix von Pappe.

Eine grüne Leuchtrakete steigt auf, folgt einer ballistischen Flugbahn Richtung Polizei – es dehnt sich die Zeit, als das grün schimmernde Geschoss den Scheitelpunkt seiner Flugbahn durchquert; und im Sinkflug wird klar, es wird dort landen – mittendrin in dieser Hundertschaft. Und plötzlich ist alles anders. Plötzlich fliegen Flaschen und Steine – Dutzende – aus diesem wabernden Mob. Wer das einsetzende Chaos mitbekommen hat, starrt dort rüber, aber noch ist es ruhig hier, nahe der Bühne. Da setzt sich die Kohorte der Polizei in Bewegung, ein grüner Block im Gleichschritt, die Schlagstöcke sind gezückt – die Polizisten werden schneller, kommen den Vermummten näher und der schwarze Block ist gar kein Block mehr, alles drifftet auseinander wie ein Schwarm Heringe auf der Flucht. Doch die Kohorte ist schwer in Fahrt, die ersten Vermummten sprinten links und rechts zwischen den friedlichen Demonstranten an der Bühne vorbei. Die Luft knistert – alle sind auf den Zehenspitzen und plötzlich entsteht eine Welle aus Menschen, schwarz gekleidete und Bunte – alles wirbelt in Richtung Kaimauer. Einer stolpert und schlägt der Länge nach auf das Pflaster – dann eine Stimme »Ruhig, ruhig!« Die vordersten stoppen, blicken zurück: Die Welle gibt es bereits nicht mehr.

TEIL 2: CAMPEN FÜR EINE BESSERE WELT
Mittwoch, 6. Juni, Camp Reddelich,
nahe Heiligendamm

CAMP REDDELICH – ein Zeltlager im Blaugrau der Dämmerung. Der Gipfel hat begonnen. Telefonisch hatte man uns angewiesen, pünktlich um sechs Uhr anzutreten. Wer blockieren wolle, müsse früh aufstehen. Ob die Revolution heute stattfindet, ist jedoch schwer zu sagen – die meisten Demonstranten pennen noch. Zuerst fällt ein schrottreifer Bus auf, der sich als Medienzentrum entpuppt – von hier verbreitet Indymedia per Funk und Internet seine Sicht der Dinge. Ein Zirkuszelt dient als zentraler Versammlungsort. Man kennt die Situation von Open-Air-Konzerten – der Untergrund ist zur Schlammgrube geworden. Ein Unerschrockener, der die Nacht im Schlamme verbracht hat, pinkelt gegen die Innenwand des Zeltes.

Es gibt eine Art Wachturm, zusammengezimmert aus Holz, der am höchsten Punkt des Lagers steht. Angeblich wollte die Polizei in der Nacht zuvor das Lager

stürmen, aber passiert ist das offensichtlich nicht. Am schwarzen Brett hängt »Bild«-Zeitungs-Propaganda: »BILD erklärt den schwarzen Block«. Daneben abenteuerliche Ereignisberichte von Festnahmen, Durchsuchungen und Taktikgeplänkel.

Kurz nach acht erwacht das Camp, mit zerknautschten Gesichtern reihen sich die Camper in die Schlange bei der Essensausgabe ein. Bei der anschließenden Strategiebesprechung im Zirkuszelt wird die Organisation der Blockade besprochen. Erklärt wird die »Finger-Taktik«: Jeder soll sich einer Gruppe zuordnen, die eine Farbe, eine Nummer und einen der

So schön kann Protestieren sein!

Finger einer Hand repräsentiert. Die Idee ist, sich im Falle einer Straßenblockade der Polizei möglichst weit im Gelände zu verteilen und Lücken zu nutzen. Es wird auch davon gesprochen, dass die ersten sich getrost verhaften lassen sollen, der Rest strömt einfach nach – quasi bis der Polizei die Handschellen ausgehen.

Dann setzt sich der Zug endlich in Bewegung: darunter Rastafaris, Tank-Top-Mädchen und Clowns. Wir beschließen, uns auf keinen Finger zu beschränken und assoziieren uns erst mal mit den Schwulen und Lesben des »Queer Barrios«, einer Protestgruppe ganz in rosa (»We're queer and straight together – we block G8 forever!«). Einer Schulgruppe ähnlich geht es durch den kleinen Ort. Die Mecklenburger sind freundlich und winken dem Protestzug zu. Dann weiter auf einer Landstraße, die durch einen Wald bis zum großen G8-Zaun führt. Ein paar Kilometer noch. Am Waldesrand ist aber bereits Schluss mit lustig: Die Polizei war clever genug, die Straße abzuriegeln. Kurze Verwirrung, einige scheinen sogar überrascht. Dann: Zeit für die Finger-Taktik! Zwar ist unklar, ob jemand die etwas komplizierte Finger-Zuordnung kapiert, doch alle weichen wie auf Kommando ins Unterholz aus – und zertrampeln nebenbei Ackerfrucht im Wert von 25.000 Euro, wie die Bauern später behaupten. Stets wabert das Geräusch, Polizeitrupps seien der Gruppe auf den Fersen.

Ein Graben erweist sich als tückische Stolperfalle, viele straucheln und landen im sumpfigen Rinnsal. Die springende Herde bietet einem indischen TV-Reporter den idealen Hintergrund für seinen Kommentar. Er steckt in einem edlen blauen Anzug und wirkt auf dem mecklenburgischen Acker ungefähr so deplatziert wie ein Lederhosen-Träger im Kaschmir-Tal. Über den Köpfen schwirren ohne Unterlass Hubschrauber, in der Ferne galoppieren berittene Polizisten über die Felder.

Mit der Querfeldein-Tour hat die Polizei nicht gerechnet – sie kommt zu spät. Als wir endlich am Zaun ankommen, lässt

sich die Gruppe plangemäß auf der ohnehin gesperrten Schnellstraße nieder.

Ab diesem Zeitpunkt ist die Luft raus. Das Ziel ist erreicht, eine der Zufahrtsstraßen zum Tagungshotel ist blockiert. Widerstand der Staatsgewalt gab es kaum. Und weiter geht es auch nicht – Hundertschaften der Polizei und ein deutscher Qualitätszaun erlauben keinen Gedanken an ein Eindringen in den geschützten Bereich. Was nun? Über Megaphon streuen die Organisatoren, unter ihnen Block-G8-Aktivist Henning Obens, die Neuigkeiten unters Volk: »Alle Zufahrten in den abgesperrten Bereich sind dicht!« Auch die Protestzüge aus anderen Camps haben ihr Ziel erreicht.

Großes Hallo unter den Demonstranten, das hebt die Stimmung. Alle ignorieren hartnäckig eine Frage, die sich geradezu aufdrängt: Was nützt eine Blockade von Zufahrten in einen Bereich, der aus der Luft versorgt wird? Manche haben Schlafsäcke und Isomatten im Gepäck und richten sich für die Nacht ein.

Am Ende des Gipfels sind trotzdem alle zufrieden: Die Polizei freut sich über ruhige Tage am Zaun, ganz anders als in Rostock. Und die Demonstranten freuen sich über mediale Aufmerksamkeit und über die Tatsache, dass sie der Polizei ein Schnippchen geschlagen haben. Obens: »Wer nicht dabei war, hat echt was verpasst!« So schön kann Protestieren sein.

TEIL 3: KURGÄSTE UND LEERSTAND
Heiligendamm, im November

ALS WIR UNS Monate später zum Strand von Heiligendamm aufmachen, begrüßt uns die ostseetypische steife Brise. Wir sind auf Spurensuche, wir wollen sehen, was vom Protest übrig blieb. Der Sommer 2007 dauerte gefühlte zwei Tage, und das waren ausgerechnet die Tage der Blockade. Jetzt hängen graue Novemberwolken über der Ostsee. Die zertrampelten Felder sind längst abgemäht, auf der Schnellstraße nach Heiligendamm schießen Autos vorbei. Der Zaun ist weg; nicht zum ersten Mal haben sich deutsche Behörden effizient beim Errichten und Abbauen von trennendem Bollwerk gezeigt.

Erste Station der Spurensuche ist das Redaktionsbüro des Anzeigenblattes »Der Reporter« in unmittelbarer Nähe von Heiligendamm. Die Redaktionsräume befinden sich im Wohnhaus der Eignerfamilie, die uns freundlich Auskunft erteilt. Wie sie die Tage des Gipfels in Erinnerung haben: »Schön. Und viel zu kurz. So ein Ereignis kriegen wir hier wahrscheinlich nie wieder.«

Auf der Blockade-Schnellstraße kurz vor Heiligendamm verwittert ein »Fuck Bush«-Graffiti. Daneben finden wir die Überreste einer Feuerstelle, über der am Abend der Blockade Würstchen gegrillt

wurden. Heiligendamm: eine Mogelpackung. Jeder kennt den Ort aus den Nachrichten, jeder hat das Tagungshotel gesehen. Doch an Heiligendamm fällt vor allem eines auf: Leerstand. Rings um das Prachthotel liegen zahlreiche Bauten im mondänen Stil. Viele Scheiben sind durch Spanplatten ersetzt, der »Sommer-salon« ist verriegelt und an vielen Häusern steht: »Betreten verboten. Einsturzgefahr!« Im Zentrum dieser heruntergekommenen Kurbad-Idylle steht das herausgeputzte Tagungshotel. Eine Auskunft, ob die Besucherzahlen seit dem Gipfel zugenommen haben, verweigert man uns. Heiligendamm gleicht an diesem blaugrauen Wintertag einer verwunschenen Insel im Dornröschenschlaf.

Letzter Stopp: das ehemalige Camp Reddelich. Obwohl der Ort klein ist, haben wir Probleme, den Platz zu finden, auf dem im Sommer eine Zeltstadt stand. Das Rathaus hatte Weitsicht bewiesen und den Demonstranten die Wiesen gegen Kautionszahlung vermietet. So wurde das Camp vertrags- und ordnungsgemäß entsorgt. Wir fragen ein Paar, das am Wegesrand steht. Als der Name »Camp Reddelich« fällt, leuchten die Augen der jungen Frau, sie gibt freudig Auskunft. Aufregend waren die Tage, an denen die Welt auf das kleine Heiligendamm sah. Am Camp angekommen, finden wir noch einen Holzstapel vor: Überreste des Wachturms und der Absperrungen. Bereit zum Verbrennen. Heute – kurz nach den Osterfeuern – dürften auch diese Spuren Geschichte sein. ☘

Text: Dominik Betz, Jonas Kristen; Fotos: Arne Magold

ROSTOCK, 2. JUNI



Am 2. Juni 2007 brannten in Rostock mehrere Autos, am Rande des Demonstrationsplatzes am Yachthafen wurde Müll in Brand gesetzt, einige Geschäfte wurden vollständig verwüstet – die Schreibe zertrümmert, die Wände von Ruß geschwärzt. Hunderte Demonstranten und nach offiziellen Angaben 433 Polizisten wurden verletzt. Häufigste Verletzungen waren Knochenbrüche, Prellungen und Schnitte. Hauptkommissar Bernhard Tegge (46) aus Bremen beschreibt die Ausschreitungen als die schlimmsten seiner 20-jährigen Laufbahn. Henning Obens (28), Politikstudent an der Uni Hamburg, war Mitorganisator einer der Straßenblockaden in Heiligendamm. Er spricht von einer Dramatisierung der Verletzungen in Rostock. Es seien lediglich zwei Polizisten stationär behandelt worden: »Die meisten sind durch ihr eigenes Tränengas verletzt worden.«

ABSCHLUSSBERICHT



Die Gewerkschaft der Polizei (GdP) beklagt im Anschluss an die Geschehnisse in Heiligendamm die schlechte Vorbereitung der Beamten. So wird in ihrem Bericht ein Funkwechsel zwischen in Not geratenen Beamten zitiert, die wegen »Steinbewurfs« Wasserwerfer angefordert hatten. Die Antwort: Unmöglich, »die Steine sind noch nicht groß genug.« Polizisten, die sich offenbar von Autonomen bedrängt sahen, wurde geraten: »Schlagen sie sich zum Wasser durch! Dort steht ein Seenotkreuzer bereit.« Verhältnisse wie in Vietnam? Andere Beamten geben später an, als Clowns verkleidete Demonstranten hätten mit Hilfe von Wasserpistolen Säureattentate auf Polizisten verübt. Auch wenn entsprechende Berichte nie bestätigt und die betroffenen Beamten von Ärzten ergebnislos untersucht wurden, schaffte es das Gerücht in den offiziellen Abschlussbericht der GdP.

Rote Karte

Nirgendwo rasten die Menschen so schön aus wie beim Fußball.

Rebecca Blöcher inszeniert die schönsten Wutausbrüche neu. Exklusiv für *Halbstark*.



Fotos: Maren Becker, Arne Magold

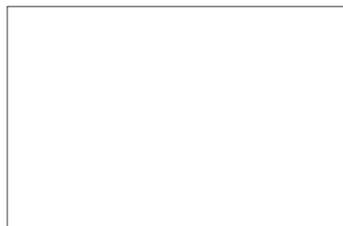
Die Ausraster



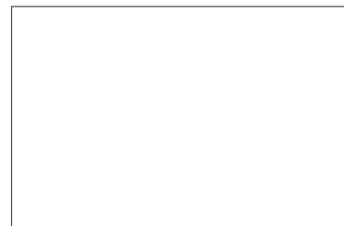
3.4.1999, Borussia Dortmund - FC Bayern (2:2) · Erst deutet Bayern-Torwart Oliver Kahn einen Biss in den Hals des gegnerischen Doppeltorschützen Heiko Herrlich an, anschließend verteidigt er seinen Strafraum mit Tritten. BVB-Stürmer Stéphane Chapuisat kann der Kung-Fu-Einlage nur knapp ausweichen.



10.3.1996, Bayern-Trainer Giovanni Trapattoni (nach drei Niederlagen und einem Unentschieden) · »Eine Trainer ist nicht eine Idiot! (...) In diese Spiel es waren zwei, drei oder vier Spieler, die waren schwach wie eine Flasche leer! (...) Struunz!! Strunz ist zwei Jahre hier, hat gespielt zehn Spiele, ist immer verletzt! Was erlauben Strunz?!?«



6.3.2003, nach dem EM-Qualifikationsspiel Deutschland - Island (0:0) · Rudi Völler zu Waldemar Hartmann: »Ich kann diesen Scheißdreck nicht mehr hören! Ich sitz seit drei Jahren hier und muss mir diesen Schwachsinn anhören! (...) Du sitzt hier locker, bequem in deinem Stuhl und hast schon drei Weizenbier getrunken!«



9.7.2006, WM-Finale Frankreich - Italien (3:5 n.E.) · Marco Materazzi zieht Zinedine Zidane am Trikot. Zidane daraufhin: »Wenn du mein Trikot wirklich willst, kannst du es nach dem Spiel haben.« – Materazzi erwidert: »Ich nehme lieber deine Nutte von Schwester.« Kopfstoß Zidane.
Fotos: Witters, SZ-Foto, Ullstein Bild (2)

Die Künstlerin

Rebecca Katharina Blöcher, 1980 in Bremen geboren, studierte Illustration in Hamburg. Sie mag, nach Eigenangaben, das Einfache, das revolutionär Besondere, das Süß-Sabschige am weichwarmen Kaiserschmarrn und schräge Töne am richtigen Platz. Sie lebt, umringt von Blumen und poetischen Vollmondnächten, als freie Illustratorin und Textilwesenpräparatorin auf einer idyllischen Insel im Hamburgischen.
www.utopysterie.de

Im »Kunstgriff« stellt *Halbstark* regelmäßig junge Künstlerinnen und Künstler vor.

Angst vor dem Ausrufezeichen

Revolutionsromantik vor dem Aus:
Der Theaternachwuchs sucht nach
neuen Wegen – und
plagt sich mit dem
Erbe der 68er

Foto: Thilo Beu



Szene aus »Die Separatisten« in der Inszenierung von Tilman Köhler

ES IST JA WUNDERSCHÖN, zum hundertsten oder tausendsten Mal »Kabale und Liebe« aufzuführen und zu versuchen, darin irgendwelche politischen Sachen zu finden.« Theater-Provokateur Johann Kresnik, 68, regt sich gerne auf über die jungen Theatermacher, die ihm zu unkritisch der Gesellschaft gegenüber daherkommen. Oder, wie der Österreicher Kresnik es formuliert: zu fad. »Nehmen wir die Politik der Amerikaner. Warum gibt es Irak und Afghanistan? Mensch, ihr seid junge Leute, ihr müsst doch wissen, was euch betrifft!«

Kommunist Kresnik, der Brachial-Wüterich, der in seinen Stücken mit Saumagen werfen oder Freiheitsstatuen explodieren lässt, findet wie viele Theatermacher seiner Generation den Nachwuchs nicht aggressiv genug. »Wir brauchen auf der Bühne drastische Bilder, damit den Zuschauern endlich die Ohren und Augen weht.« Sein Vorwurf: Den Jungregisseuren aus dem Bildungsbürgermilieu gehe es zu gut. Sie seien viel zu beschäftigt mit der eigenen Befindlichkeit, um sich den drängenden gesellschaftlichen Problemen zu stellen. In der Sorge um die ei-

gene Karriere fehle ihnen das Gespür für relevante Inhalte und die Kraft zu neuen Bildern.

Tilman Köhler ist einer dieser jungen Regisseure; er kennt die Erwartungshaltung gut. »Klar fühlst du dich da manchmal unter dem Druck, ein Thema jetzt noch mal ganz besonders aufzuknacken, um dem Anspruch des »Jungen Wilden« gerecht zu werden«, sagt der 28-Jährige. Er glaubt jedoch nicht, dass die Bühne für politische Handlungsempfehlungen taugt: »Das Theater kann in dieser Zeit keine Antworten geben, nach dem Motto: So muss das passieren!«

Köhler beschreibt seine Arbeit entsprechend eher als eine Suche; das Ziel sei es, Fragen aufzuwerfen und nicht zu beantworten. Anfang vergangenen Jahres lud er Kollegen, Regisseure und Autoren zur Themenreihe »Kloster der Wut« ans Berliner Maxim Gorki Theater. Ein Rückzugsort sollte geschaffen werden, um gemeinsam an Stücken zu arbeiten und der Wut gegenüber der Gesellschaft nachzuspüren. Aber es war schwer, diese unbestimmte Wut zu kanalisieren, sie auf ein Ziel auszurichten.

In Köhlers Inszenierung der »Separatisten«, einem der im »Kloster der Wut« entstandenen Stücke, träumt die Hauptfigur von einer möglichen Revolution. Die Bewohner einer dem Abriss geweihten Plattenbausiedlung ziehen einen Zaun um ihr Viertel und wollen autonom und autark in einer eigenen besseren Welt leben – ohne Warenhandel, Lohnarbeit und Medien. »Wir haben uns in diesem »Kloster der Wut« die Aufgabe gestellt, tatsächlich mal in Richtung einer Utopie zu denken. Aber das ist unheimlich schwer. Woher denn nehmen? Es gibt ja nichts mehr, an das man glauben und sich dranhängen kann. Das endet dann in Rot-Grün.« Und so versendet der anfängliche Enthusiasmus der Separatisten, das Projekt scheitert an internen Konflikten, der Unfähigkeit zum Miteinander. Köhler sieht das Stück als einen Versuch, bei dem das Scheitern schon einkalkuliert ist: »In dem Moment, in dem du den Gedanken einer Utopie durchspielst, glaubst du doch schon nicht mehr dran.«

Auch Jette Steckel, vom Fachmagazin »Theater heute« zur »Nachwuchsregisseurin des Jahres 2007« gewählt, kann und will die Erwartungen an die »Jungen Wilden« nicht erfüllen: »Ich könnte meine Wut auf der Bühne niemals so direkt ausdrücken wie meine Eltern.« Die 25-Jährige ist die Tochter des langjährigen Bochumer Intendanten Frank-Patrick Steckel und mit dessen gesellschaftskritischem Theater aufgewachsen.

Theater könne das Bewusstsein für Missstände schärfen, auch ohne rote Fahnen zu schwingen oder zehn Leute miteinander vögeln zu lassen. »Nur weil wir mit den Dingen anders umgehen, heißt es gleich, wir seien unpolitisch. Das Problem ist aber nicht, dass wir keine Missstände erkennen, sondern dass wir nicht wissen, was wir dagegen tun sollen.« Jette Steckels Abschlussinszenierung aus dem letzten Jahr passt ins Bild; Albert Camus' hochmoralisches Stück »Die Gerechten« handelt von Revolution und Tyrannemord im Russland des frühen 20. Jahrhunderts – bei Steckel verheddern sich die Attentäter in endlosen Diskussionen über das Für und Wider von Gewalt – und laufen dabei buchstäblich im Kreis. Jette Steckel: »Man hat einfach Angst vor der Kritik, wenn man irgendwas mit einem Ausrufezeichen am Ende ausspricht. Vielleicht müssten wir aber auch mal versuchen, Lösungen anzubieten, ohne sie dann gleich wieder zu hinterfragen.«

Auch den Figuren in Frank Abts Bühnenumsetzung des Erfolgsfilms »Die fetten Jahre sind vorbei« geht nach anfänglicher Revolutionslust schnell der Atem aus. Während im Filmoriginal von Hans Weingartner eine Gruppe Twens einen Bankmanager kidnappt und in einem absurd anmutenden Ende sogar einen waschechten Anschlag ausführt, verweigert Abt sich der Handlungsfolge – die Geiselnahme findet überhaupt nicht statt; die Situation löst sich vorher in Wohlgefallen auf – und führt damit die Aussage der Geschichte ad absurdum. Weingartner sagt: Ja, eine Revolution ist möglich, wenn auch nur als Miniaturausgabe. Abt erlaubt seinen Charakteren zwar noch einen entsprechenden Gedanken, jedoch wird dieser sogleich verworfen; den Charakteren bleibt nur der Rückzug ins Separee – eine Romanze als Ende jeder Utopie.

Warum erzählt er die Geschichte nicht zu Ende, warum bricht sie auf halbem Wege ab? »Ich muss an das Theater, das ich mache, doch auch glauben«, erklärt Abt, geboren 1976. »Eine Utopie, an die ich nicht glaube, kann ich auch nicht erzählen. Ich überlege mir deshalb also lieber, wo die Charaktere wirklich enden werden – doch wohl eher wie der Kapitalist. Also bringe ich lieber die Anti-Utopie.«

»Vielleicht müssen wir mal Lösungen anbieten, ohne sie sofort zu hinterfragen«

»Die Suche nach den Zornigen am Theater ist tatsächlich schwierig«, räumt Michael Börgerding, 47, ein. Der ehemalige Chefdramaturg des Hamburger Thalia Theaters kümmert sich seit 2005 als Direktor der Hamburger Theaterakademie um den Regienachwuchs. Er stellt fest, dass die jungen Theatermacher heute keine klare eigene Haltung haben. »Aber Bilder à la Kresnik erträgt man heute auch gar nicht mehr. Das ist hochgradig klischeehaft, politische Folklore.« Die jungen Regisseure stünden heute eben einer viel komplexeren Gegenwart gegenüber: »Die Probleme haben sich ausdifferenziert, die Lösungen auch.« Einen Grund für die fehlende Wut sieht Börgerding im höheren Bildungsgrad der Nachwuchsregisseure. »Der Preis der Klugheit ist eine gewisse Verzagttheit, ein Verlust an Blauäugigkeit. Aus dem Bauch heraus landet man nicht mehr beim Theater.«

Wütend ist Calis vor allem, weil er keine Antworten auf seine Fragen bekommt. »Warum hast du mich gerade geschlagen? Warum wurde ich vergewaltigt? Warum werden Jugendzentren geschlossen?« In seinen Stücken versuche er, sich selbst Antworten auf diese Fragen zu geben und zwingt so die Zuschauer, ebenfalls darüber nachzudenken. Calis räumt ein, dass ein Theatermacher seiner Generation vielleicht zu sehr auf ihre Karriere schießen. »Wenn ich das Ding gegen die Wand setze oder keinen Bock mehr habe, dann gehe ich eben wieder zurück und arbeite als Kellner. Das ist anders, wenn du aus einem bürgerlichen Umfeld kommst. Mama und Papa sind Ärzte und Anwälte und jetzt musst du auf der Regie-Karriereleiter so rasch wie möglich hochkommen; erst schnell Oberregisseur werden, dann Intendant.« Solche Überlegungen sind ihm fremd. »Mir ist auch das Haus egal, an dem ich arbeite. Mir ist wichtig, was ich mache.«

Die Ausnahme bildet derzeit anscheinend nur einer: Nuran David Calis. Nicht, dass er etwa weniger schlau als seine Kollegen wäre – doch sein Background ist ein anderer. Der 31-Jährige kommt aus einer armenischstämmigen Arbeiterfamilie aus Bielefeld. Leute wie er landen normalerweise nicht beim Theater. »Mein Vater war Gießer«, erzählt er, »ist arbeitslos geworden, hat angefangen zu saufen und ist gestorben. Da war ich Teenager. Über meine damalige Freundin habe ich den Weg zum Theater gefunden.«

Der Quereinsteiger fühlt sich sichtlich wohl in seiner Rolle als ehemaliger Türsteher, der den »Baseballschläger mit dem Stift getauscht hat« und nun Stücke schreibt und inszeniert. »Irgendwann war mir klar: Mit dem Baseballschläger habe ich einem auf den Schädel. Vielleicht behandelt der mich dann besser. Aber wenn ich ans Theater gehe oder ein Stück schreibe, dann sitzen da 400 Leute drin. Und wenn ich nur einen von denen verändern kann, reicht mir das vollkommen.«

Calis sieht sich auch als Sprachrohr seiner Schicht – und als Grenzgänger, etwa wenn er mit jungen Laienspielern aus den Jugendzentren städtischer Problembezirke arbeitet. »Wir müssen die Jungen früher fürs Theater gewinnen. Ich hole die Jugendlichen ab, wo sie sind, zerze, bügele und durchdringe sie.«



Nachwuchsregisseur Calis: Baseballschläger gegen den Stift eingetauscht

Die Wut in seinem Bauch sei der große Antrieb: »Sie bringt mich dazu, dass ich nach vorne gehe, angreife. Nur diesmal mit anderen Mitteln. Mit derselben Wut, mit der ich damals einem in die Presse gehauen habe, gehe ich heute ein Stück an.«

Am Schauspiel Hannover inszeniert er derzeit ausgerechnet »Kabale und Liebe«. Wird heute zuviel in klassische Texte hinein interpretiert, auf Krampf ein Genwartsbezug konstruiert? »Ich münze jedes Stück auf den Scheiß, der mich aufregt, auf die Dinge, die nicht funktionieren. Dabei ist es völlig egal, ob das Stück von Schiller ist – oder von mir selbst.«

Text: Dominik Betz, Sebastian Hofer, Sugárka Sielaff

ANZEIGE

FLIEGENDE ROSEN Der Blumenanbau belastet
im Krisenland Kenia die Umwelt – gibt aber Tausenden Arbeit

LÄRM: KRANK DURCH KRACH; TIBET: IM WÜRGEGRIF F CHINAS; NANO: UNBEKANNTE RISIKEN

Die neue Ausgabe ab 22. Februar am Bahnhofskiosk
www.greenpeace-magazin.de
oder einfach anrufen 040/808 12 80-80.

Auch im günstigen Abo mit exklusiven Prämien.

greenpeace
magazin.



mit Gewinnspiel

NÄCHSTE AUFFÜHRUNGEN

Tilman Köhler

»Faust. Der Tragödie erster Teil.«
18. April, Deutsches Nationaltheater, Weimar

Jette Steckel

»Gerettet«
19. April, Thalia in der Gaußstraße, Hamburg

Frank Abt

»Die fetten Jahre sind vorbei«
19. April, Maxim Gorki Theater, Berlin

Nuran David Calis

»Kabale und Liebe«
10., 22. April, Schauspiel Hannover

»Die Kaperer«

17., 18., 26., 27. April,
Wiener Schauspielhaus

»Homestories – Geschichten aus der Heimat«
24. April, Schauspiel Essen

Die letzte Fiesta

Dampf ablassen, indem man Hand an ein deutsches Heiligtum legt: Unser Kolumnist hat das »Car-Bashing« ausprobiert und den Vorschlaghammer geschwungen. Ein Selbstversuch

SCHLAG FÜR SCHLAG lösen sich Ärger und Aggressionen in Luft auf, heißt es in der Beschreibung des organisierten Autozertrümmerns, »lassen Sie sich nicht unter Druck setzen, lassen Sie lieber ordentlich Dampf ab!« Das habe ich auch verdammt nötig! Der Chefredakteur persönlich hatte mich früh morgens wachgeklingelt: »Wir haben da noch eine Geschichte aufgetan: Car-Bashing. In zwei Stunden hast du übrigens den Termin, der Fotograf wartet schon auf dich. Übermorgen ist Redaktionsschluss. Also los, Tiger! Hurtig, hurtig!« So ein Armleuchter.

Da stehe ich nun also: Arbeitshandschuhe an den Händen, den kiloschweren Vorschlaghammer bei Fuß, leicht verkatert und schwer angesäuert auf dem Gelände des Autoverwerters Kiesow im schleswig-holsteinischen Norderstedt. Grimmig durchbohrt mein Blick das todgeweihte Vehikel vor mir: Diesen Ur-Fiesta – gebaut 1976 bis 1989 – fahren

heute nur noch ein paar Studenten ohne Sinn für Stil und Qualität. Aber hey, dann ja vielleicht auch mein werter Chefredakteur! Rache! Jetzt naht für diesen Ford die letzte Fiesta!

Meine ersten Schläge kommen zögerlich. Prüfend lasse ich den Hammer ge-

Peng, Splitter: Der Wagen ist immer noch viel zu heil

gen den rechten Kotflügel pendeln. Zack, schon ist eine dicke Beule drin; das geht ja leichter als gedacht! Als nächstes muss der Scheinwerfer dran glauben: Peng, Splitter – nimm das! Meine Zurückhaltung weicht purer Zerstörungswut. Die Chefredakteurskarre bekommt, was sie verdient: Rock 'n' Roll! Ich hole energischer aus, schlage die Tür ein, lege den hinteren Fensterrahmen ruckzuck um mindestens 20 Zentimeter tiefer. Passanten beginnen, Stielaugen zu machen. Doch mittlerweile ist mir nichts mehr peinlich. Jetzt sind die Scheiben fällig. Johlend springe ich aufs Dach und

lasse einen Scherbenregen fliegen. Die Seitenfenster zerstieben sofort in feines Glasgranulat. Nur das Sicherheitsglas der Frontscheibe nicht: Die eingearbeitete Folie hält die Splitter zusammen, die Scheibe landet als Ganzes auf dem Armaturenbrett.

Der Wagen ist immer noch viel zu heil. Nachdem ich die Säulen mühsam etwas nach außen gehämmert habe, gelingt es mir, das Dach mit gewaltigen Hieben nach unten zu dreschen. Ich spüre, wie sich die Erschöpfung bemerkbar macht und meine Armmuskeln zu brennen beginnen. Also gebe ich dem Auto mit meinen Stahlkappenstiefeln den Rest, zerstöre die Rücklichter, trete brüllend und keuchend die verbliebenen Kotflügel und die zweite Tür ein. Ich bin geschafft: Siesta für den Fiesta. Und für mich. Ausgepumpt setze ich mich auf die Motorhaube. Mein Nacken schmerzt,

die Beine sind butterweich, meine Arme zittern. Aber da ist noch etwas: Ich entspanne mich, auch seelisch, verspüre einen Moment tiefer Zufriedenheit. Für den Rest des Tages werde ich der sanfteste Mensch der Welt sein.

Nachmittags fließen mir die Worte daher leicht aus den Fingern. Überfreundlich lächelnd lasse ich meinen Text auf den Schreibtisch der Chefredaktion segeln. Beim Hinausgehen ziehe ich die Tür zu und höre leise: »Also, so ist das nicht druckbar...« Verdammt, wo ist eigentlich der Vorschlaghammer, wenn man ihn wirklich braucht? ::

Text: Robert Dittmar,

Fotos: Moritz Piehler



Wenn Scherben Glück bringen, wird hier gerade jemand ziemlich glücklich

ANZEIGE

Das Medien-Studium

Audio | Web | Film | Games



www.sae.edu

50 x weltweit, 7 x in Deutschland:
Berlin | Köln | Frankfurt | Leipzig
Stuttgart | München | Hamburg

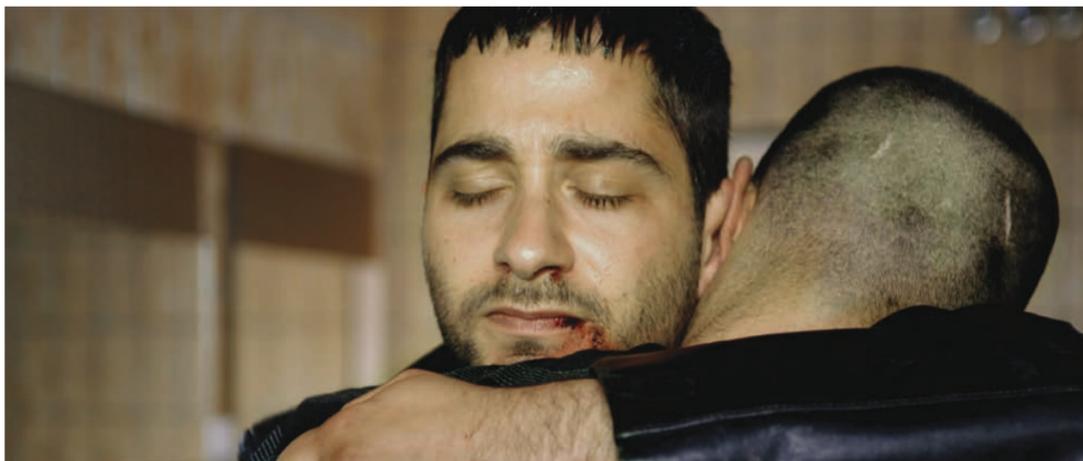
Über 30 Jahre Lehrerfahrung
Internationale Abschlüsse zum
Bachelor und Master of Arts*

* in Kooperation mit der Middlesex University, London

SAE
INSTITUTE

»Perspektivlosigkeit führt zu Aggression«

Jungregisseur **Özgür Yildirim** über Ghetto-Karrieren, zertrümmerte Handknochen – und weshalb die Hauptfigur seines Kinodebüts nicht »Andreas« heißt.



Chiko (Denis Moschitto) träumt davon, als Drogendealer das große Geld zu machen

MIT »CHIKO« hast du einen Film über Ghettos, Kriminalität, Drogen und Gewalt gemacht. Du selbst sagst: »Im Moment gibt es niemanden, der das besser kann als ich.« Ganz schön selbstbewusst!

Özgür Yildirim: Nun, bisher hat niemand in Deutschland einen Film gemacht, der Gewalt und Kriminalität authentisch behandelt. Entweder traut sich einfach niemand oder sie haben keine Vorstellung davon, wie es wirklich zugeht.

Ist das deine Motivation: Zu erzählen, wie viel Blut in den hiesigen Ghettos wirklich fließt?

Irgendwie schon. Ich war zwar selbst nie ein Gangsta, bin aber schließlich in Dulsberg aufgewachsen, in einem der sozial schwächsten Stadtteile Hamburgs. So wie dort geht es auch in anderen Großstadt-Ghettos in Deutschland zu. Dort habe ich Charaktere kennengelernt und Situationen erlebt, von denen ich unbedingt berichten wollte.

Was hat dich davor gefeiert, selbst ein solcher »Gangsta« zu werden?

Das sind bestimmt sehr viele Faktoren. Zunächst haben mir meine Eltern Werte vermittelt, die Gewalt verbieten. Aber irgendwann sucht sich ein Kind sein eigenes Umfeld, das dann mindestens den gleichen Einfluss wie das Elternhaus hat – eine kriminelle Karriere entsteht ja meist nicht innerhalb der Familie. Ich hatte zum Glück Kumpels, die lieber Filme geschaut oder Sport getrieben haben, als Flaschen auf Autos zu werfen. Trotzdem habe ich 24 Jahre lang in einer Art Ghetto gelebt und ein Gefühl für dieses Milieu entwickelt. Mit »Chiko« wollte ich das so authentisch wie möglich auf die Leinwand bringen.

Der Film zeigt, wie etabliert die Brutalität dort ist: Ständig derbe Beleidigungen, Demütigungen und physische Gewalt. Sind denn selbst so blutrünstige Szenen wie die, in der einem Protagonisten ein Nagel durch den Fuß geschlagen wird, alltäglich?

In jedem Film gibt es natürlich Überspitzungen, um gewisse dramaturgische Effekte zu erzielen. Aber auch die haben bei mir immer eine authentische Basis. Die Nagel-Szene ist zwar frei erfunden, aber ich weiß von ähnlichen Situationen, etwa dass Handknochen mit einem Hammer zertrümmert worden sind. Ich entfalte diese Situationen, baue die Szenen im Kopf aus...

... und hast spürbar Spaß an dieser Gewaltorgie. Muss man die wirklich so explizit zeigen?

»50 Cent und Kollegen halte ich für gefährlich«

Wie soll man es denn sonst zeigen? Wir halten die Kamera ja nicht wie in einem Splatter-Film extra lang darauf. Klar könnte ich abblenden, nur erzähle ich dann nicht das, was ich erzählen will. Wenn ich diese Szenen abschwäche, um den Film massentauglicher zu machen, wäre es eine Verharmlosung, die etwas vorenthält. Natürlich respektiere ich es, wenn jemand die brutalen Bilder nicht verträgt. Doch dieselben Leute können sich meist problemlos einen Tarantino-Film ansehen und es sehr kunstvoll finden, wenn irgendwelche Köpfe fliegen.

Aber deine Figuren erinnern zudem an Gangsta-Rapper wie Bushido oder Massiv, deren Texte Gewalt verherrlichen. Ist es dir egal, dass ein Krimineller wie Chiko ein Idol sein könnte? Letztendlich bin ich aber gerade glücklich, wenn Jugendliche sich mit der Figur des Chiko identifizieren – denn mein Film schreckt sie vielmehr ab: Er zeigt, was für verheerende Konsequenzen diese Brutalität hat, dass Gewalt eben nur wieder Gewalt hervorbringt.

Das erklärt noch nicht das brutale Verhalten der Typen in »Chiko«. Das ist auch eine Reaktion auf das, was ihnen in dieser Gesellschaft widerfährt. Die Perspektivlosigkeit in dem Milieu – nennen wir es Unterschicht –, in dem

sie aufwachsen, frustriert viele enorm. Ich will das nicht so platt vereinfachen. Aber: Sie erleben, wie schwierig es ist, aus dieser Schicht auszubrechen. Natürlich macht das die Jungs zornig und führt zu aggressivem Verhalten. Genauso wird auch die andere Seite zornig, wenn sie angegriffen wird. Jetzt, da plötzlich Leute, die mit dem Milieu gar nichts zu tun haben, brutal zusammengeschlagen werden, ist die Oberschicht empört. Der Vorfall in der Münchner U-Bahn im letzten Jahr hat das nur verdeutlicht.

In »Chiko« erwecken die Jungs mit ihren Gewalttaten keinerlei Aufmerksamkeit außerhalb des Ghettos.

Genau das ist es, was mich aufregt. Jahrelang wurden die zunehmende Brutalität und die Kriminalisierung in diesen Kreisen ignoriert, weil sie sich bislang hauptsächlich innerhalb des Milieus verheerend ausgewirkt haben. Jetzt aber, da der reiche, weiße Mann davon betroffen ist, wacht er auf einmal auf und nimmt die Zustände in der Unterschicht wahr. Den Politikern wird klar, dass sie etwas dagegen unternehmen müssen. Und was fällt ihnen zuerst ein? Gesetze verschärfen und junge Leute, die hierzulande geboren sind, abschieben! Bildlich gesprochen, schießen die einfach zurück, vergelten Gleiches mit Gleichem. Das ist auch eine Form der Gewalt, die wiederum Aggression auf der anderen Seite hervorruft...

Ein Teufelskreis also. Ist das nicht eine zu einfache Erklärung?

Gerade die einfachen, einleuchtenden Erklärungen treffen meistens den Kern. Ja, es ist so: Hass ruft Hass und Gewalt ruft Gewalt hervor. Da kann das Elternhaus noch so friedvoll sein – wenn die Jungs in ihrem Umfeld sonst nur aggressives Verhalten erleben und dann auch noch in einer Gesellschaft leben, die ih-

nen insofern mit Ablehnung begegnet, als dass sie ihnen keine Chancengleichheit bietet, dann werden sie ebenfalls aggressiv. Dann holen die sich mit Gewalt Respekt – und alles andere, was sie sonst nicht bekommen könnten.

Läuft das bei Typen wie Chiko und seinen Freunden bewusst ab? Kann man ihre derbe, aggressive Art auch als reflektierte Rebellion verstehen?

Es gibt ja Parallelen zu den USA, wo Hip-Hop und Rap als Rebellion der Farbigen entstanden. Nehmen wir das Beispiel Sprache: So wie diese Rapper sich beispielsweise gegenseitig nur mit »Nigga« und »Motherfucker« ansprechen, nennen sich die Kumpels in meinem Film »Digga« oder »Kanake«. Das ist eine fast makabre Art, sich immer wieder daran zu erinnern, dass man eine Randgruppe ist. Ich bin mit dieser Sprache aufgewachsen. Mittlerweile ist der Umgangston noch derber geworden – da muss man sich heute nur einmal 50 Cent auf MTV oder Viva ansehen.

50 Cent rappt seine Texte wohl kaum mehr aus Gründen der politischen Rebellion.

Da geht es doch viel um Image- und Ego-Pushen. Daher halte ich 50 Cent und Kollegen für gefährlich. In ihren Videos werfen sie mit Dollarscheinen und Diamanten um sich, aalen sich zwischen halb nackten Frauen, posieren in fetten Autos und singen davon, wie sie gedealt und wen sie abgeknallt haben. Dadurch werden die Jungs eher manipuliert – was man schon an der Imitation der immer derberen Ausdrucksformen sieht.

Dient diese Sprache dann gar keiner bewussten Abgrenzung mehr?

Doch, das bestimmt auch. Jugendliche mit Migrationshintergrund sind ja nicht etwa zu dumm dafür, korrekt deutsch zu sprechen. Sie legen sich vielmehr einen so harten Akzent zu, um sich von denen abzugrenzen, die ihnen nicht die gleichen Chancen geben.

Du sprichst das Thema Migrationshintergrund an: Hättest du die Charaktere auch »Andreas«, »Christian« oder »Sophie« nennen können?

Ja, klar, aber das wäre nicht realistisch. Es geht bei dieser Problematik zwar im Kern um einen bestimmten sozialen Status, aber dieses Land ist eben in der Unterschicht am multikulturellsten – zum Großteil besteht diese Schicht aus Leuten mit verschiedensten Migrationshintergründen. Ich will damit aber auf keinen Fall sagen, dass alle Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Deutschland keine Chance haben. Wir sind zwar noch lange nicht so weit, aber ich glaube an eine Gesellschaft, in der Herkunft keine Rolle mehr spielt. Schon jetzt sprechen Leute aus der zweiten und die dritten Generation eben doch meistens fließend deutsch und haben das Gefühl, gleichwertig behandelt zu werden – zu denen gehöre auch ich!

Interview: Carolin Wiedemann

DER REGISSEUR...



Özgür Yildirim wird 1979 in Hamburg geboren und wächst im Stadtteil Dulsberg auf. Mit elf Jahren fängt er an, Geschichten zu schreiben; mit 14 veröffentlicht er den Roman »Graue Nächte«, experimentiert dann mit Super-8-Filmen. Später folgen preisgekrönte Kurzfilme. Im türkischen Konsulat lernen Yildirims Eltern zufällig den Bruder von Regisseur Fatih Akin (»Gegen die Wand«) kennen. »Unser Sohn will auch Regisseur werden«, erzählen sie ihm. Nach Abitur und Zivildienst studiert Yildirim von 2002-2004 Regie an der Hamburg Media School, wo Akin als Dozent arbeitet. Er erzählt ihm von seinem Drehbuch. Akin ist begeistert und wird Produzent von Yildirims Spielfilmdebüt »Chiko«.

... UND SEIN FILM



Chiko (Denis Moschitto) und sein Kumpel Tibet (Volkan Özcan) machen sich keine Illusionen über ihre Zukunft: Sie sind im Hamburger Vorstadtghetto aufgewachsen. Aber Chiko will es als Drogendealer schaffen; eine Blitzkarriere machen, schleunigst Geld verdienen und Einfluss gewinnen – ein Weg, der nur über Drogenboss Brownie (Moritz Bleibtreu) führt. Als Tibet den neuen Geschäftspartner hintergeht, kommt es jedoch zur Zerreiße. Chiko muss sich entscheiden, was zählt: die Loyalität zu seinem Freund – oder sein Bedürfnis nach Anerkennung, Respekt und Macht, sein unbedingter Wille, es ganz nach oben zu schaffen.

Ein authentisches Drama über Jugendkriminalität und Gangs, dessen Härte und emotionale Wucht fesselnd und schwer erträglich zugleich sind.

»CHIKO«
Filmstart: 17. April 2008

Fotos S.12: Maria Krumwiede / corazón internacional

BITTE LÄCHELN!



Illustration: Rebecca Blöcher

Wer wird denn gleich in die Luft gehen?

Callcenter-Agenten, Zorneskinder, Schläger, Regisseure ...

DIE ZORNIGEN dieser Ausgabe verabschieden sich. Im Juli grüßen an dieser Stelle: DIE MUTIGEN.

Halbstark Nr. 2:

DIE MUTIGEN

Juli 2008 in der taz

Impressum

halbstark · Allende-Platz 1 · 20146 Hamburg · Tel. 040/41429881 · redaktion@halbstark-online.de

Herausgeber Fachschaftsrat Journalistik, Uni Hamburg · **Chefredaktion** Dominik Betz (ViSdP), Florian Diekmann · **Chef vom Dienst** Mirko Marquardt, Jon Mendrala · **Layout** Alexandra Kostis, Mirko Marquardt (Art Director) · **Illustrationen** Rebecca Blöcher (www.utopysterie.de) · **Fotografie** Maren Becker (mail@becker-maren.de), Isabel Kiesewetter (isabel.kiesewetter@gmx.de), Arne Magold (www.arnemagold.de), Moritz Piehler (moritzpiehler@web.de) · **Redaktion** Robert Dittmar, Isabel Francisco, Sebastian Hofer, Nina Holley, Jonas Kristen, Anne Kunze, Marco Lange, Frederik Mohrdiek, Hannes Schettler, Sugárka Sielaff, Christina Stolte, Carolin Wiedemann · **Anzeigen** Dennis Pauschinger, Franziska Silbermann (Ltg.) (anzeigen@halbstark-online.de) · **Danke** Thilo Knott, Bascha Mika, Irene Neverla, Susanne Lang, Franz Schilling, Siegfried Weischenberg, Günter Zint, Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg, proJournal e.V. – Verein der Freunde und Förderer des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg, Rudolf-Augstein-Stiftung · **Förderung** Medienstiftung Hamburg/Schleswig-Holstein

www.halbstark-online.de :: www.injektion-online.de